Vermischte Schriften

oder

philosophische Gedanken und Abhandlungen.

Von

Sebastian Mutschelle.

Zweytes Bändchen.

Zwote verbesserte Auflage.

München, 1799.
bey Joseph Lindauer.

Inhalt.

I. Ueber das gegenwärtige Zeitalter. Seite 1

II. Von der Glückseligkeit der Thoren. 17

III. Wie kann und soll man den Ungelehrten Gottes Daseyn beweisen. 37

IV. Ueber Religion. 63

V. Briefe über die Begriffe von Gesetz, Pflicht, Gut und Böse. 84

VI. Moralische Bemerkungen und Grundsätze. 119

VII. Ueber wahre politische Freyheit. 141

VIII. Ueber bürgerliche Regierung, Verfassung und Wohlfahrt. 170

IX. Ver-

Inhalt.

IX. Verschiedene Bemerkungen. Seite 189

X. Gespräche. 203

XI. Erzählungen und Anmerkungen dazu. 221

I.

Ueber das gegenwärtige Zeitalter.

Zur Zeit des Dichters Aristarch zeigte sich in Griechenland, und besonders zu Athen eine so große Anzahl von Philosophen, daß sie ihm öfters den Ausruf abzwang: „Wie sich doch die Zeiten ändern: unsere Väter zählten nicht mehr als sieben **Weise**, und heut zu Tage zählt man kaum sieben Menschen, die sich nicht Weise nennen."

Der Dichter mochte wohl nach Dichtermanier die Anmaßung seines Zeitalters noch etwas höher geschildert haben, als sie war; und, diese Uebertreibung abgerechnet, könnte sein Ausruf nicht ganz unbillig auch auf das Zeitalter einstimmen, in dem wir leben.

Oder nennt sich unser Jahrhundert nicht so gerne das philosophische? Ertönt nicht überall der Ehrennamen Philosoph und Philosophie?

Wenn man das Wort im eigentlichen Sinne für Liebhaber und Liebe der Weisheit nimmt; so dringt sich die bedenkliche Frage auf, ob es wirklich so viele Liebhaber der Weisheit gebe, und ob die Liebe dazu wirklich in unserm Zeitalter so herrschend sey, als man sich, und andere gerne überreden will? Ja, ob man schon so weit vorgeschritten sey, daß man wisse, was das Wort Weisheit, das man so gerne ertönen läßt, sagen wolle? Ob dann nicht auch Bescheidenheit mit zur Weisheit gehöre, und ob es sich mit jener vertrage, diese für sein, für des Alters, und des Kreises, darin man lebt, ausschließlich errungenes Eigenthum auszurufen?

Hat man Grund, den Charakter eines Zeitalters überhaupt, wie den Charakter eines einzelnen Menschen zu beurtheilen; so weiß man ja, daß man das größte Zutrauen eben nicht zu dem Manne faßt, der sich so gerne selbst einen Weisen nennt, und daß man sich weit lieber mit jenem abgiebt, der, ohne es zu sagen, weise handelt. Die Henne ruft freylich gerne jedes neugelegte

legte Ey aus. Aber die Menschen sind ja doch keine Hennen, und noch dazu nicht immer gewiß, ob das, was sie für neuerfundene Weisheit ausgeben, auch wohl allemal so viel als ein frischer Eydotter werth sey.

Wenn ich die Leute so geschäftig sehe, sich und ihr Jahrhundert, oder ihr Jahrhundert, um sich, zu loben; so fällt mir, ich weiß nicht, der philosophisch, oder unphilosophische Gedanke ein: Wer so gerne seine Vorzüge zur Schau trägt, dem muß es wahrscheinlich mehr darum zu thun seyn, daß man Vorzüge an ihm bemerke, als daß er wirklich bemerkenswerthe besitze. Wer andere immer will wissen lassen, wie weit er vorgerückt sey, vergißt gemeiniglich auf das zu sehen, worin er noch zurück ist. Er begnügt sich mit dem, was er hat, ohne sich um das zu sorgen, was ihm mangelt; ja ist wohl gar zufrieden, etwas zu scheinen, unbekümmert, es wirklich zu seyn, oder zu werden.

Demuth, dünkt mich, stünde einem Zeitalter, einer Nation eben so gut, als jedem einzelnen Menschen an. Ich meyne hier diejenige Demuth, die sich zwar keine wirklichen Vorzüge abläugnet, aber auch keine falschen zurechnet; die sich zwar

keine Mängel und Sünden andichtet, aber dabey auch zu jenen, die sie hat, das Auge nicht zudrückt. Ich meyne die Demuth, die mehr auf die Mängel sieht, um sie zu bessern, als auf die wahren oder scheinbaren Vorzüge, um in die Trompete zu stoßen; mehr auf die Strecke Wegs, die noch zu machen, als auf jene, die hinterlegt ist.

Männer, die aufmerksam beobachten, und es redlich offenbaren, woran es uns noch fehlt, könnten unserm Zeitalter wohl zuträglicher seyn, als die immer fertigen Lobpreiser. So weit man auch immer vorwärts ist, so ist man doch darum noch lange nicht am Ziele. Ja, man ist vielleicht gerade um so weiter zurück, je näher man, am Ziele zu seyn, glaubt; und gerade um so weiter vorgeschritten, je deutlicher man die große Zwischenstrecke überschaut, die uns von dem Ziele noch trennt. Mit jedem neuen Berge, den man ersteigt, sieht man wieder neue Thäler und Berge, von denen uns vorher kaum ahndete. Das blöde Auge sieht in seinem Gesichtskreise die Welt; aber das schärfere entdeckt, daß die Welt um ein gutes größer sey, als unser Gesichtskreis gewöhnlich reicht.

Es hat zwar der große kritische Philosoph zu Königsberg die Riesenarbeit unternommen, genau auszumitteln, wie weit unsre Vernunft reiche, und die Gränzen abzustecken, inner denen sie bleiben muß, wenn sie sich nicht in das Reich der leeren Ideen und Träume versteigen will. Aber sind wir darum am Ziele unsrer möglichen Kenntnisse, wenn wir die Gränze derselben kennen? Wer die Auflösung seines schweren Problems versteht, und etwa auch für sich genugthuend findet, der weiß zugleich, daß selbst inner diesem Kreise, den die Vernunft ohne Selbsttäuschung nicht überschreiten mag, inner dem Kreise der Anschauung, und Erfahrung eine Unendlichkeit liege.

Wozu also das Lobgeschrey der stolzen Selbstgenügsamkeit, als hätte man das Meer bis auf den Abgrund ausgeschöpft, da man noch nicht einmal seine ganze Oberfläche kennt? In dieses Lobgeschrey können nur solche einstimmen, die nicht einmal ahnden, wie tief das Meer, und wie seicht ihr Graben sey, in dem sie es zu fassen glauben. Von diesen Seichtdenkenden läßt sich gewiß nichts Zuversichtliches lernen, läßt sich nur Hinderniß erwarten, tiefer, als sie, zu forschen.

Immer sind die unzeitigen Lobpreiser eines Zeitalters über, wie sie sagen, bereits vorhandne

Aufklärung, die gefährlichsten Feinde einer weitern Fortschreitung derselben. Sie sind die Hofschmeichler, die nur reden, was dem Ohre des Fürsten wohlthut, damit er sich selbst aufs Ohr lege und schlafe. Diesen Schmeichlerton nehmen nicht selten unwürdige Rezensenten, noch weit öfters aber so viele kriechende Verfasser der täglich- und wöchentlichen Zeitungsblätter an. In welche Lobeserhebungen ergießen sie sich nicht über noch so kleine, unerhebliche, höchst einzelne, durch eine Reihe anderer unterbrochner Thaten irgend eines Großen, der, wenn er wirkliche Größe des Geistes hat, diesen niedrigen Lobrednerton von selbst verabscheuen muß. Wer wollte einen Fürsten um wahres verdientes Lob beneiden? Wer sollte nicht wünschen, daß jede ihrer Anstalten zur Wohlfahrt des Landes, jede gute und große That nicht öffentlich zur allgemeinen Ermunterung bekannt würde? Aber über ihre kleinfügigsten, gleichgültigsten Handlungen hohe und laute Lobreden anstimmen, das heißt, nicht nur sie, als wäre des wahrhaft Lobwürdigen an ihnen gar so wenig, das heißt auch, die Menschheit, als wäre sie in ihren ersten Repräsentanten bis zur äußersten Armuth an wahrem Verdienste herabgesunken, das heißt, die Tugend beleidigen, indem man den Tribut, der nur der strengen und treuen Erfüllung der Pflich-

ten

ten gehört, an Handlungen verschwendet, die dem Auge jedes Weisen, jedes Gesunddenkenden höchst unbedeutend erscheinen müßen.

Nur das Zeitalter, wo allgemein einzig wahrer Weisheit, wahrer Tugend gebührendes Lob entrichtet wird, kann sich rühmen, ein weisheitliebendes, ein philosophisches Zeitalter zu seyn.

Indessen, wenn unzeitig oder übertriebnes Schmeichlerlob getadelt wird, so kann unzeitig, oder übertriebner Tadel eben so wenig gelobt werden. Lob, das aufbläht, und Tadel, der niederschlägt, beyde können das Fortschreiten nicht befördern, aber wohl hindern. Sie geben keine Kraft, helfen nicht auf die Beine, sondern lähmen sie. Die Rezensenten schweifen oft eben so gerne im Tadel aus, wie die Alletagszeitungsschreiber im Lobe. Wer in beyden inner den gehörigen Schranken bleibt, ist kein gemeiner, kein Alltagsmann. Es gehört wirklich viel Einsicht, und eben soviel unpartheyische Redlichkeit dazu, um hierin nirgends weiter zu gehen, als man soll. Wem es an dieser oder jener gebricht, der thut besser, sich des Urtheilens ganz zu enthalten, als Unheil durch manche unreife Urtheile zu stiften.

Da zeigt sich aber, daß man erst sich selbst müße gehörig beurtheilen können, bevor man sich erlaube, sein Zeitalter beurtheilen zu wollen. Das erste ist aber vielleicht eben so schwer, als das letzte: beyde Gegenstände liegen uns zu nahe, um den rechten Gesichtspunkt sogleich zu treffen, und sind zu sehr wir selbst, um nicht gerne den zu nehmen, der uns erhebt. Es thut gar zu wohl sich durch Anpreisung mit seinem Jahrzehent zu schwingen, oder durch strengen Tadel gar das Ansehen des Hervorragens darüber zu geben. Man mag dem Kreise, in dem man steht, schmeicheln, oder tadeln, es thut beydes oft nur der Stolz, mit dem man sich selbst schmeichelt. Man macht sich entweder zum theilnehmenden Mitgliede der guten, oder zur Ausnahme der schlechten Gesellschaft, von der man umgeben ist.

Je schwerer es aber hält, richtig über sein Zeitalter zu urtheilen, um so vorsichtiger und behutsamer sollte man dabey verfahren. Man kann vielleicht von sich überzeugt seyn, daß man immer alles gerade und unpartheyisch anblicke, aber ist man auch eben so gewiß, daß man so weit und tief schaue, so richtig alle Begebenheiten seines Zeitalters zusammenfasse, als zu einem Kennerurtheile über sein Zeitalter erfodert wird?

Wenn

Wenn ich nach diesem allen, was bisher gesagt worden, es unternehmen wollte, über die Stufe, auf der wir gegenwärtig stehen, einen Ausspruch zu wagen; so würde ich wohl die Bescheidenheit und Vorsicht, die ich von andern gefodert habe, an mir selbst zuerst verläugnen. Hat doch hier, wer richten wollte, noch nicht einmal allgemein geltende Gesetze, noch keine allgemein angenommene Norm, nach der er sein Zeitalter würdigen möchte, wenn er auch wirklich so unpartheyisch darüber sprechen wollte, als hiezu erfoderlich wäre.

Hört man diejenigen an, die in lauter Lobpreisungen sich für ihr Zeitalter zu ergießen geneigt stehen; so ertönt ihr Lob gewöhnlich von Seite der Aufklärung, von Seite des Verstandes, der in seinen Kenntnissen so weit über jene der Vorfahrer soll vorgerückt seyn, und die Kette der Vorurtheile zerbrochen haben. Nun kann man dieß einsweilen gelten lassen, ohne darum zuzugeben, daß man an das Gebäude, so wie es unsere Zeitgenossen bisher aufführten, das gehörige Richtmaaß angeschlagen habe. Das Lob des aufgeklärten Verstandes kann ja eben sowohl das Lob des faulen Knechtes seyn, der des Herrn Willen weiß, aber nicht thut. Sollte man ein gan-

zes Zeitalter anders, als jeden einzelnen Menschen beurtheilen? Und diesen beurtheilt man gerne evangelisch, wie den Baum: „Aus ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Ist nicht auch zwischen Wissen und Wissen ein Unterschied, man mag auf die Gegenstände und Materie, oder auf die Form desselben sehen? Sind es wirklich die gemeinnützigsten Gegenstände, deren Kenntniß man befördert; die schädlichsten Irrthümer und Vorurtheile, die man zerstreut hat? Und ist von dem gemeinnützigsten die Einsicht wirklich so hell, lauter und lebhaft, daß sie ohne Gefahr ins Thun übergehen kann, und mit Anstrengung übergehen will? Wenn wir in die Zeiten der Barbarey und Rohheit zurücksehen, so möchte uns wohl mit der Finsterniß ihres Verstandes mehr Energie des Willens, als mit all verbreitetem Lichte, das unter uns herrschen soll, vereinbart erscheinen. Aber auch einen Blick auf die höhere Kultur der Griechen und Römer geheftet, wo sind unter uns die Männer, die eine Vergleichung an Zahl und Größe mit den ihrigen aushalten? Was wirkt also die hohe Aufklärung, die man an uns rühmt? und wie ist sie des Rühmens werth, wenn sie nicht wirkt? uns zum Wirken, zur großen gemeinnützigen Thätigkeit, zur strengen Befolgung jeder auch schweren Pflicht, zur Ausübung jeder schönen

nen Tugend nicht erhebt? Wie kann man so viel Aufhebens damit machen, daß wir das Mittel weit über unsre Vorgänger kultivirt haben, wenn es noch so wenig hinreicht, uns zum Zwecke zu bringen? Oder ist Wissen, und Kennen nicht Mittel, und großherziges Wollen, Thun, und Ausrichten nicht Zweck?

Indessen will manchem auch darüber ein Zweifel kommen, ob es mit unserm Wissen und Kennen schon wirklich auf die Stufe gediehen sey, die man für dasselbe, freylich noch ziemlich unbestimmt, aber doch immer hohe genug ansetzt. Daß man in unsre Knabenschulen eine Menge Gegenstände eingeführt, die ehehin nicht darin waren; daß man eilet, aus den Anfängern Vielwisser zu machen, und die Last für Erwachsne schon auf die Schultern der Kleinen legt; das wird man doch für kein sicheres Zeichen der vorgerückten Aufklärung annehmen. Es steht noch dahin, ob es die Zunahme an wahrer umfassender Einsicht von Seite der Lehrlinge mehr befördere, oder vielmehr den wirklichen Mangel am Verstande auf Seite der Erzieher anzeige. Was kommen gewöhnlich für große Helden aus unsern niedern und hohen Schulen? Der wievielte ist nun im Stande, sich selbst sicher zu leiten; unter eignem Lichte einen

sichern und festen Gang durch dieß Leben zu nehmen? Wo sind die Selbstdenker, und wo die unbezweifelt allgemein gültig und geltenden Grundsätze, an deren Faden sie sich im Selbstdenken und Forschen auf der rechten geraden Straße halten mögen? Ist nicht alles noch ein vages Herumirren, ein blindes Herumtappen des Kindes, das freylich dabey manchmal eine schöne Blume erhascht, aber auch, von Freude außer sich sogleich den Ausruf beginnt: „Kommt, hier ist das Paradies?

All das Wissen, das in unsern Schulen zu Hause ist, und von denselben in alle Welt ausgehen soll, ist noch immer eine so bedenkliche Sache, daß die Schulgelehrten sich zwar gerne damit brüsten, sich zwar mit dem Besitze des Schlüssels zum innern Heiligthum schmeicheln; dagegen die Weisen oft lieber einen Gang mit dem gesunden gemeinen Menschenverstande, als mit dem wissenschaftlichen Wegzeiger machen.

Freylich kann es der Denkende selbst wieder von sich nicht erhalten, daß er nicht gerne aus den dunkeln Gefühlen des guten Herzens, und aus den unentwickelten Begriffen des gesunden Verstandes zu deutlichen Grundbegriffen, zu haltbaren

baren Grundsätzen hervordringen möchte. Aber auf dieß Bedürfniß, nach Licht zu suchen, folgt gewöhnlich gleich ein anders, dieß anderswo auffinden zu wollen, als wo es nach gewöhnlicher Sage leuchten soll.

Dank sey es der Vorsicht: Es ist unter den Deutschen ein Mann aufgestanden, der dieses Bedürfniß geschärft, und der zugleich die Nothwendigkeit gezeigt hat, daß man es nicht anders heben könne, als wenn man wieder von vorne anfängt, und ehe man denken, erkennen, und wissen will, erst noch einmal gründlicher, als je untersucht, was Denken, Erkennen, und Wissen sey. Es ist unter den Deutschen ein Mann aufgestanden, der nicht nur das reine Wissen des Verstandes, sondern auch das reine Wollen des Herzens schärfer, als je ein Vorgänger, ins Auge genommen, und wie scharf es ins Auge gefaßt werden soll, nachdrücklich genug durch Worte und Beyspiele gepredigt hat. Es mag mit dem, was er gefunden, und seinen Zeitgenossen vorgelegt hat, nun beschaffen seyn, wie es wolle; so hat er schon dadurch Verdienste genug um sie, wenn er sie dahin vermocht, zu fühlen, oder zu erkennen, was sie bedürfen.

So lange wir uns schmeicheln alles zu haben, oder nicht bestimmt wissen, was und wie viel wir noch bedürfen; so lange nur allgemeine Lobredner über unsren Reichthum, oder allgemeine Klaglieder über unsren Mangel angestimmt werden: So lange können wir wohl, wenns gut, und nicht zu träge geht, sehr geschäftig im Kreise umherwandeln, aber nie in gerader Linie weiter schreiten.

Dürfte ich unserm Zeitalter allgemein das dringende Gefühl dieses bestimmten Bedürfnisses beylegen; ich glaubte es dadurch mehr und wahrhafter zu loben, als alle Lobredner gethan haben, und gegen übertriebnen Tadel besser zu vertheidigen, als alle Schutzredner thun mögen. Ich würde dann von ihm, und dadurch wahrlich nichts kleines sagen: „Es weiß sich selbst den Puls zu fühlen, kennt seinen statum morbi, und ist also auf dem rechten Wege, zu genesen; immer mehr an Gesundheit, an Kraft, Stärke, und nützlicher Wirksamkeit vor Gott und Menschen zuzunehmen.“

Denn daß es schon jezt den ganz gesunden Menschen, gesund an Kopf und Herzen, an Kraft und Einsicht vorstellen solle, kann ich mich nicht wohl überzeugen. Es wird durch zu heftige Anwand-

wandlungen erschüttert, die von einem Fieber zeugen, wovon die materia peccans noch nicht aus dem Leibe weggeschafft ist. Es hat sich an eine starke Speise wagen wollen, aber das heftige Erbrechen, das es davon erduldet, ist wohl ein Zeichen von einem schlechten Magen, der sie nicht tragen kann. Das Wort Freyheit macht ihm Schwindel; die Früchte seiner Religion und Philosophie sind noch zu vielfältig nur ein Zankapfel; Moralität ist in seiner innern Reinheit des Wollens noch kaum erkannt, geschweigen geübt; die Politik, die sie, um nicht zum niedrigen Spiele der List, und des Betruges herabzusinken, zur Grundlage nehmen sollte, versteht in den Cabineten der Fürsten, in den geheimen Arbeitsstuben der Minister noch nicht ganz mit ihr, wie in einem Hause und Zimmer zu wohnen; die Staatsverfassungen mit dem Frieden von innen, und der Sicherheit von außen schwanken; die verschiednen Völker sind, wie ehemals die einzelnen Menschen, oder doch Familien, durch kein hinlänglich gesellschaftliches moralisches oder politisches Band miteinander verkettet; sondern im fortwährenden Zustande des Krieges und der Barbarey; und jede Macht glaubt, den so oft wiederholten, und wieder gebrochnen Verträgen einer ewigen Freundschaft, nicht anders trauen zu dürfen,

sen, als wenn zugleich Armeen, Kanonen, und Schwerter dafür Gewähr leisten, und dem moralischen Menschen- und Völkerrechte das physische Recht der Stärke zur Seite steht.

Nun mag, wer kann, sich und seinem Zeitalter mit der großen Aufklärung, mit der tiefen und hellen Einsicht, mit der bereits alles umfassenden Philosophie und Weisheit schmeicheln. Die Sokrates, wenn deren, wie ich glaube, einige unter uns wohnen, werden die Sache in einem andern Lichte betrachten; und da, wo andre nichts als Reichthum sehen, Armuth und Bedürfniß wahrnehmen. Sie werden bey dem Anblicke einer oft sehr thätigen, aber auch oft sehr zwecklosen Geschäftigkeit, bey einer Menge von kleingeistigen, aber mit dem Posaunentone ausgerufnen Anstalten auf einer Seite sagen: „Gott Lob, wie viel bedarf ich nicht!" — auf einer andern aber beym Gefühle des Mangels an dem, was noth ist, ausrufen: „Wieviel bedarf ich noch!"

II. Von

II.

Von der
Glückseligkeit der Thoren.

Nach dem Französischen eines Ungenannten mit Anmerkungen.

Um glückselig zu seyn muß man dumm seyn. Dieß ist eine der ältesten Wahrheiten in der Welt.

Man liest im Buche der Schöpfung, daß, sobald Adam und Eva von der Frucht des Baumes der Wissenschaft gegessen hatten, sich ihre Augen öffneten, und ihnen ihre Nacktheit entdeckten. Das kann auch soviel bedeuten: Nun hatten sie Licht und Aufklärung erhalten, die Kleinheit und das Elend des Menschen einzusehen. Doch bevor sie Gott aus dem Paradiese verstieß, machte er ihnen ein Kleid von Thierfellen, und bedeckte sie damit, um Elend und Nacktheit ihrem Auge wieder zu entziehen.

Dieß bleibt immer eine merkwürdige Handlung des göttlichen Mitleids gegen die Menschen,

Dieses kostbare Kleid, dieser Rock von Thierfellen, der unsre Nacktheit bedecken muß, sind die angenehmen Irrthümer, das sanft einschläfernde Zutrauen zu; und die gute unerschrockne Meynung von uns selbst; werthe Geschenke, denen unsre Verdorbenheit den Namen der Dummheit und Thorheit giebt; die unser Undank miskennt, und die gleichwohl, man zweifle nur nicht, die einzige Schutzwache unsrer Glückseligkeit auf Erden sind.

Seit die Menschen in die Gesellschaft zusammen getreten sind, hat sich bey ihnen auf immer eine gegenseitige Vergleichung festgesetzt, welche eine reiche Quelle ihrer Plagen, und ihrer Vergnügen ausmacht.

Diese Vergleichung ist bey Verschiednen verschieden, in Rücksicht der Gegenstände, auf die sie fällt, und der Ausdehnung, die sie nimmt. Einige versetzen sich bis ans Ende der Erde, bis an die ältesten Jahrhunderte hin, um sich da mit allen großen Männern zu messen, die sind, oder waren. Andere nehmen ihre Hoheit aus ihrem alltäglichen Gesellschaftskreise. Wieder andere sind zufrieden, mehr Verstand, als ihre Weiber und Kinder zu beweisen.

In diesem allgemeinen Kampfe der Welt, durch den sich immer einer über den andern hinaufsetzt, wo ist der Streiter, der sich am sichersten versprechen darf, Sieger zu seyn? Dieß ist der Mann, der noch mit seinem Rocke von Thierfellen bepanzert ist; der Dumme, der Unwissende ist der Held.

Was bekümmerts ihn, ob ihn andere hinauf, oder herabsetzen? Er trägt sein Fußgestelle immer bey sich. Er ist zufrieden bey seiner Meynung von sich. Diese ist sein Pflaumenbett, auf dem er sich wohllüstig ausstreckt, und vergnügt einschläft.

Wie kann ich seine Glückseligkeit nach Verdienst schildern? Wie würdig reden von einem Kliton, Krysipp, oder Alcindas? Sie sind immer mit sich selbst beschäftigt, und die Selbstgenügsamkeit, die sie dabey fühlen, leuchtet aus ihrem Auge hervor. Der eine legt sie mit vollem Zutrauen, und ohne Umstände dar; der andere entwickelt sie methodisch, und hat Freude daran, seine Kapitalien und Schätze langsam zu zählen; der dritte versetzt seinen Reichthum mit einer gewissen ernsthaften Zurückhaltung. Er will den Genuß an seinem Verdienste noch durch das Gefühl der heroischen Mäßigung erhöhen.

Wahrlich, es ist etwas Liebenswürdiges um einen Thoren, der voll von sich selbst ist. Er entfaltet, breitet sich aus, legt sich dar, beynahe immer mit einer gewissen reizenden Ungereimtheit. Gewiß, er muß ein Original seyn, da er sich immer nur mit einem Gegenstande beschäftigt, an den wohl sonst Niemand denkt — mit sich.

Der Thor und der Mann von Genie sind die Zierde der Welt. Alle Mittelklassen sind ohne Ausdruck und Leben, sind dürre Flächen zwischen zweyen malerischen Gebürgen.

Allein wenn der Mann von Verstande, und der Thor unter den Menschen mit gleichem Schimmer glänzen, so ist doch ihr Glück sehr verschieden.

Der Mann mit durchdringendem Geiste bemächtig sich der Verhältnisse der Dinge; bringt tausend verschiedne Gegenstände unter wenig allgemeine Begriffe, tausend verschiedne Wahrheiten unter wenig allgemeine Grundsätze: Das Gemäld der Schöpfung und der Begebenheiten zieht sich für ihn in eine schmale Figur zusammen, und seine Farben verlieren sich ineinander. So wie er bemerkt, daß sich alles einander gleich sieht, so hört es auf, für ihn und seine Neugierde einen Reiz zu haben.

Der Thor, dem alle diese gegenseitige Verhältnisse der Dinge entwischen, dürfte zwey Jahrhunderte leben, nie aus seiner Wohnstadt herausgehen, und er würde doch noch alle Tage Begebenheiten und Anlaß finden, sich darüber zu verwundern. Er theilt seine Vorstellungen in keine Klassen, bringt sie unter keine allgemeine Begriffe. Jedes im Universum steht für ihn einzeln da; jedes ist für ihn eine neue Erscheinung, die ihn reizt. Die Natur behält für ihn immer Neuheit; sein Leben ist eine verlängerte Kindheit; und „Kinder sind glücklich" — sagt man.

In dem Auge des Beobachters ist das, was kömmt, nur ein Abdruck von dem, was da war; er sieht es ohne neues Vergnügen an. Für den Thoren ist jede künftige Begebenheit eine neue Schöpfung. Die Hoffnung des Kommenden erhöht und verschönert den Reiz des Gegenwärtigen.

Ein Mensch, der denkt, und überlegt, findet tausend mögliche Verkettungen der Umstände; und da er wählen, und Parthey nehmen soll, so bestürmen ihn für und wider so viele Gründe und Gegengründe, daß alle Thätigkeit und Fassungskraft seines Geistes kaum hinreicht, sich aus diesem verschlungenen Knoten herauszuwinden. Er bleibt unent-

unentschlossen, und leidet nur, ohne handeln zu können.

Der Thor wählt auf der Stelle: er hat nichts zu vergleichen, und abzuwägen. Sein Auge ist ein gefällig schonendes Glas, das nie über zwey oder drey Gegenstände auf einmal zu seinem Hirne durchläßt.

Leute von Verstande finden wieder eine große Beschwerlichkeit darinn, sich andern verständlich zu machen. Ihre Vernunft ist ein sechster Sinn, dessen Wirkungen sie vergeblich den Mitmenschen fühlbar machen wollen. Sie lassen sich durch die Menschenfigur täuschen, und glauben, was ein Menschen-Verstand hervorbringt, müße auch jede Menschenfigur wieder auffassen können; geben sich also unglaubliche Mühe, das in den Geist eines andern zu übertragen, was aus dem ihrigen hervorkömmt. Wie bald zeigt ihnen aber die Erfahrung, daß sie zur Marter der Danaiden verdammt, und verurtheilt sind, Wasser in durchlöcherte Schläuche zu schöpfen? — Wenn sie müde von äußern Gegenständen in ihr Innerstes, abgemattet von der Reise im Auslande in ihre Heimath zurückkehren, so stört der Anblick dessen, was ihnen mangelt, die Freude an dem, was sie besitzen; sie können mit sich nie zufrieden werden.

Der Thor kennt alle diese Mühseligkeiten nicht. Was er denkt und redet, ist seichtes Wasser, und da sieht jedermann leicht auf den Grund. Was soll er sich Mühe geben, sich verständlich zu machen? Versteht man ihn, so hat er einen deutlichen Vortrag; und versteht man ihn nicht, so schmeichelt er sich mit einer Weisheit, die über andere hinaus ist. Tritt er in sich selbst zurück, so kehrt er bey einem Gastwirthe ein, der ihm tausend Complimente macht, und ihn nach Verlangen mit voller Tafel bedient.

Für den aufgeklärten Menschen ist die Vollkommenheit ein steiler Felsen, dessen Spitze sich in den Wolken verliert. Für den Dummen ist sie eine durchaus runde Kugel, die sich um sich selbst dreht. Er mag darauf stehen, wo er will, so steht er oben, und wandelt über die, so unter ihm sind, weg. Er kennt keinen Neid, und keine Eifersucht. Er heftet seinen Ruhm, seine Ehre, und sein Ansehen an Dinge, die nichts sagen wollen, und die findet er überall.

Damon ist dreyßig Jahre alt, und tritt in das Raths-Collegium ein. Heute muß er zu Gerichte sitzen, und die wichtigste Vorbereitung, die er dazu machen soll, besteht darinn, daß vor seinem

Hingange seine Haare in Ordnung kommen. Er giebt seine Stimme ab, und denkt dabey, welchen Respekt man einem Rathe cum voto & sessione schuldig sey; richtet dann mit majestätischem Ernste seine Kleider zurecht. Nur fällts ihm schwer, sich immer bey dieser Majestät, und diesem Ernste zu erhalten; denn es hat sich eine Locke in der Perücke seines Herrn Kollegen losgemacht, und er kann voll Selbstgefälligkeit wegen der Seperiorität, die er dabey über ihn hat, sich nicht enthalten, zu lachen. Wenn er zum Worte kömmt, so läuft sein angenommener Ernst abermals Gefahr. Er weiß damit über die grammatikalischen **Fürwörter**, die einen **Besitz** andeuten, nicht wegzukommen. Er kann die Wörter **ich, mein**, nicht wohl aussprechen, ohne selbstgenügsam seine verschlossene Miene in ein sanftes Lächeln zu öffnen, und sich über ein so reizendes Eigenthum, als dieses **Ich**, und dieses **Mein** anzeigt, sichtbarlich zu erfreuen.

Man sehe nur einmal zwey Thoren miteinander in Unterhaltung. Keiner merkt auf den andern, keiner versteht den andern, aber sie lachen beyde. Indem der eine redet, ist der andere ganz außer sich, nicht über das, was er hört, sondern über das, was er gesagt, und was er noch sagen

will.

will. Sie gehen auseinander, und versprechen sich, nächstens wieder einander zu sehen, und dann die Sache, von der keiner weiß, oder deren jeder eine andere im Kopfe hat, ganz abzumachen. Zu Hause freut sich jeder, daß er dem andern eine so angenehme Unterhaltung verschafft habe.

Der Verständige kann seinen Witz in Gesellschaften nicht anders, als mit einer Art furchtsamen Mistrauens blicken lassen. Die Feinheit, Richtigkeit seines Geschmackes geht so weit, daß er lieber andre über ihre scharfsinnige Einfälle bewundern will, als sich bewundern lassen. Er hat die geheimsten Falten der Eigenliebe durchblickt, und bemerkt, daß die Menschen größten Theils nur dann geneigt seyn, an ihres Gleichen Witz und Scharfsinn zu finden, wenn diese bescheiden genug sind, solchen an sich selbst nicht zu bemerken; wenn sie ihren Zuhörern die Ehre lassen, ihn glechsam erst zu entdecken.

Der Thor leidet nichts von diesem Joche der nöthigen Schonung fremder Eigenliebe. Er kramt seine Einfälle mit voller Zuversicht aus, und kömmt er so weit, etwa einmal einen erträglichen Gedanken zu sagen, so kündigt er ihn in Posaunenton an.

Der Mann, der Verstand hat, wird bey der Liebe selten befriedigt werden. Sein Scharfblick hindert seine Glückseligkeit. Ein Wort, das seiner Geliebten entfährt; ein Blick, bey dem er sie überrascht; der Ton einer Rede, den er deutet; und tausend kleine, andern unbemerkbare Züge, sind hinreichend, ihn zu beunruhigen, und seine Hoffnungen zweifelhaft zu machen. Wenn er auch wirklich die zärtlichste Liebe genießt, so ist sein Geist doch immer noch geschäftig, sein Herz durch die feinsten Unterscheidungen zu foltern. Er zweifelt, ob man ihn oder sich selbst in ihm liebe; er fürchtet nur darum geliebt zu werden, weil er liebt, und nicht, weil man ihn vor andern liebenswürdig findet. Er löset die Liebe in alle mögliche Bestandtheile auf, und darüber geht ihre Annehmlichkeit zu Grunde.

Der Thor genießt sie dagegen, auch ohne geliebt zu seyn. Er denkt sich nur zeigen zu dürfen, um Aug und Herz an sich zu heften. Er glaubt, daß man ihn liebe, weil er liebenswürdig ist, und er hält sich für liebenswürdig, weil er ein Thor ist. Er ist ein glücklicher Liebhaber, und ein zufriedner Ehemann. Selbst wenn ein anderer seine Stelle und Gerechtsame behauptet, so genießt er dabey noch eine Seligkeit, um die ihn der Treu-

geliebteste beneiden darf. Wenn mit Anbruch des Tages jemand aus seiner Wohnung schleichet, so läuft er in sein Schlafgemach, öffnet sein geheimstes Behältniß, zählt seine Goldstücke und Steine, und lacht wie ein Thor, daß der Dieb sie nicht zu finden wußte.

Welch eine Glückseligkeit stellet dieses Gemälde, so schwach es auch ist, nicht dar? Ihr Väter und Mütter, wollt ihr unempfindlich dabey bleiben? Werdet ihr den Plan eurer Erziehung nicht einmal ändern? Warum thut ihr alles, damit eure Kinder sich durch frühen Verstand, Kenntnisse und Aufklärung auszeichnen? Sucht ihr dabey nicht vorzüglich eure Eitelkeit zu liebkosen, euch in den Augen der Welt mit größerer Pracht, und mehr Ansehen zu zeigen? Ihr wollt an ihnen früh hohe Gestelle aufrichten, auf die ihr stehen, und über andere hervorragen könnet, und indem ihr eure Glückseligkeit darein setzt, vor andern in euren unzeitig großen Kindern bewundert zu werden, lehrt ihr zugleich diese, ihr Glück ebenfalls in der Bewunderung und dem zweydeutigen Beyfalle anderer zu suchen. „Grausame — werden euch diese einst zurufen können — ihr hättet unser Glück von dem unpartheyischen Beyfalle unsers eignen gesunden Verstandes und guten Gewissens

wissens abhängig machen sollen, und ihr habt es an die wankelmüthigen Modeurtheile der Welt geheftet. Ihr hättet in uns ein Wasserbehältniß graben sollen, das immer hinreichend wäre, unsern Durst zu löschen; und habt dafür eine sprudelnde Quelle eröffnet, die ausläuft, um andere zu ergötzen."

Laßt einmal davon ab, diese Vorwürfe von euren Kindern zu verdienen. Anstatt ihre Person herauszuzieren, blendet ihre Augen. Gebt ihnen eine unbesiegbare Meynung von sich selbst. So verpanzert, schleudert sie dann in die Welt hinaus, und wenn sie da überall verlacht werden, so beunruhiget euch darüber nicht. Ihr habt für ihr Glück, und nicht für ihren Ruhm zu sorgen.

Vergeblich wendet ihr ein, daß es eure Pflicht sey, für ihr Wachsthum an Vollkommenheit Acht zu haben. Die Vollkommenheit des Menschen ist seine Glückseligkeit, und läßt sich nun diese durch die Gabe der Thor= und Dummheit von jedem erreichen, so wird man ihm die gesellschaftlichen Tugenden, die man Vollkommenheit nennt, und die großen Aufopferungen, die dabey nöthig sind, ersparen können. Diese streben ja einzig dahin, andere glückselig zu machen, welches aber die

Dumm=

Dummthoren schon sind, und nicht erst durch sie werden dürfen. Auch ist es in der Gesellschaft nur schwer, mit sogenannten Aufgeklärten, mit Feineigenliebigen zu handeln, und sie zur Mitwirkung in Beförderung eigner und allgemeiner Glückseligkeit zu vermögen. Man soll da alle angenehmen Eigenschaften mit den wahrhaft schätzbaren vereinigen, um nicht gleich an der Schwelle mit seinen gutgemeynten Rathschlägen abgewiesen zu werden. Man muß alle Neigungen und Launen studieren, um sich darnach zu richten, und fremdes Zutrauen zu erwerben. Eine solche Vollkommenheit ist Sklaverey. Man hangt immer von der Meynung anderer ab, die eine hochtrabende eigensinnige Göttin ist. O laßt uns alle die, die wir lieben, von der Verehrung derselben abwendig machen. Fragt nur jene, die in ihrem Dienste standen, wie viele geheime Thränen sie oft dabey vergossen. Der Thor, von dem ich rede, vergießt keine. An den Altären der Meynung ist der Mann von Verstande der Priester, und das Opfer zugleich; der Thor ist an ebendenselben Altären der Anbether und sein Gott.

Unterstützt mich also, ihr Verständigen, in dem Geschäfte, die Zahl der Dummen, das heißt, der glücklichen Auserwählten voll zu machen. Ich

kann

kann wohl ihre Glückseligkeit fühlen, aber ich habe nicht Kraft genug meine Lehre zu verbreiten. — Seyd meine Apostel. Warum wolltet ihr euch auch weigern? Warum mir einen widerwillig verachtenden Blick zuwerfen? Ihr dünkt euch zwar zu weit über sie erhaben, aber wenn sie dumm, und thöricht in euren Augen sind; wer weiß, ob ihr's nicht ebenfalls in den Augen höherer Wesen seyd. Jene verstehen euch freylich nicht; wissen sich, in eure Begriffe nicht hinein zu denken, in eure gelehrte Sprache nicht zu finden. Aber eben darum sind sie um so viel glückseliger, daß sie über die Gränzen ihrer beschränkten Aussicht wenig ahnden, und die Schranken ihres Gesichtskreises für die Schranken der Natur ansehen.

Verachtet also die Thoren nicht ferner, wenn sie euch auf euren Wegen aufstoßen. Erkennet und bewundert ihre Zufriedenheit und ihr Glück. Was mangelt ihnen, um auf den Titel eines Mannes von Genie Anspruch zu machen? Oft nichts weiters, als daß sie nicht im Stande sind, Thoren aus eigner Wahl zu seyn, da sie die Gabe dieses Vorrechts von Natur genießen.

Anmerkung.

Es ist hier die Rede von gutmüthigen Thoren. Aber es giebt auch wohl böse Thoren, von denen das Sprichwort sagt: je dümmer, desto böser. Leute von dieser letzten Gattung habe ich sehr unglücklich gesehen. Ihre Neigungen und Leidenschaften treiben sie, sich in allerley Geschäfte, Partheyen und Angelegenheiten zu mischen; andern Fallstricke zu legen, Gefahren und Nachtheile zu bereiten. Aber ihr Unverstand, und ihre Kurzsicht läßt sie diejenigen nicht sehen, die sie sich dabey selbst zuziehen. Ihre Minen, die sie anlegen, sind am Tage; aber die Gegenminen verborgen. Sie verwickeln sich in die Stricke, die sie flechten; fallen in die Grube, die sie graben. Was kömmt am Ende für sie heraus, als Verdruß über mislungene Versuche? Quaal über unbefriedigte Neigung? Statt des Glückes, nach dem sie auf anderer Unkosten strebten, tiefers Elend, als sie vorher fühlten.

Von diesen kann also die Anpreisung einer hochgerühmten Glückseligkeit nicht gelten, wenn sie auch im Ernste gemeynt wäre. Aber auch, wenn die Rede von gutmüthigen Thoren ist, werden noch viele das für Satyre halten, was in der

vorstehenden Abhandlung von ihrem Glücke behauptet worden. Eben so viele werden ihm aber auch, wenigstens im Cirkel vertrauter Freunde, in der Stunde zerstörter Plane, im Kreise übellaunigter, eigensinniger, untreuer Gesellschafter; oder kleingeistiger mit Rechthaberey streitender Schulgelehrten; unduldsamer Inquisitoren; feiner, auf eigne Vortheile, und fremde Unterdrückung abgewitzigter Welt- und Hofmänner — mit Herz und Munde, und mit ganzem Ernste beypflichten.

Für jene, die für den Menschen kein anders Gut kennen, als das, was **Vergnügen** mitführt, oder herbeyzuführen **nützlich** ist, würde es auch wirklich eine mehr, als sie etwa denken, schwere Aufgabe seyn, zu beweisen, daß der Mann von Kenntnissen und Aufklärung allemal mehr Glückseligkeit, mehr Vergnügen genieße, zufriedner und freudiger lebe, als der Thor. Man dürfte ihnen nur aus der alten und neuen Geschichte die vielen Beyspiele von Männern anführen, die durch ihre Einsichten die Eifersucht erweckten; gegen den Aberglauben, und gegen einträgliche aber entehrende, gegen verjährte aber ungegründete Meynungen anstießen, und dafür ins Gefängniß, oder in den Tod wandeln mußten: Man

dürfte

dürfte ihnen nur den Giftbecher des Sokrates — oder um aus dem Evangelium selbst zu reden, den Kreuzgalgen desjenigen zeigen, der als das Licht der Welt auf die Erde kam, und dafür unter tausend Martern von der Erde verdrängt wurde; der die Apostel des Lichts und der wahren Aufklärung unter die Nationen sandte, aber auch dadurch der Geißel der Verbannung und dem Tode hingab — ich zweifle sehr, ob sie uns auf diese andringende lebendige Einwürfe noch die Antwort mit Zuversicht ertheilen würden: „Da sieht mans ja; Verstand, Einsicht und Aufklärung macht überall glückselig."

Weniger verlegen über eine genugthuende Antwort, weniger betroffen von den Anpreisungen des Glückes der Thoren werden dagegen diejenigen seyn, die alles, was für den Menschen gut und sein beabsichtigter Zweck seyn kann, nicht einzig auf das Vergnügen beziehen; die nebst dem, was ihm angenehm, oder dazu nützlich und verhülflich ist, noch ein für sich bestehendes sittliches Gut (ein bonum honestum) behaupten; das zwar auch, wenn mans an andern betrachtet, Wohlgefallen erregt, und da mans an sich selbst findet, Zufriedenheit gewährt; aber nicht darum gut ist, weil es beydes verschafft, sondern darum

verschafft, weil es gut ist. Die strengen Vertheidiger dieses sittlich Guten würden nicht sogleich mit einer Antwort auf unsre Frage losbrechen, sondern erst die Frage selbst beurtheilen. Sie würden uns sagen, daß man die Dinge überhaupt nicht einzig nach ihrem Beytrage zur Glückseligkeit würdigen müße. Denn da nicht Glückseligkeit, sondern sittliche Vollkommenheit das oberste Gut des Menschen sey; so sey darum Thorheit, Dummheit und Unwissenheit noch nicht gerechtfertigt, weil sie manchen, mehr Uebel vermeiden, mehr Angenehmes genießen macht, als Verstand, Einsicht und Aufklärung. Der Mensch sey ja nicht blos Sinn und Thier, sondern auch Verstand, Vernunft und Kraft; sey nicht blos zum Genießen, sondern zum Thun; nicht einzig zur Erhaschung des Angenehmen, sondern vorzüglich zur Ausübung des Guten da. Wenn nun Einsicht und Aufklärung dieses Gute mehr kennen und lieben, weiter verbreiten und befördern hilft; so muß sie uns mehr werth seyn, als Unwissenheit und Dummheit, die gleichgültig, und unangefochten, aber auch unnütz durchs Leben wandelt. Es mag seyn, daß dem, der die Tugend lieb hat, ihre Ausübung und die tugendhafte Verbreitung nützlicher Aufklärung manchen schweren Kampf, manche beschwerliche Aufopferung und Duldung

nöthig mache, von welcher der Thörichtdumme nichts weiß; aber ebenda erscheint erst der Mensch in seiner Würde, wenn er den ritterlichen Kampf mit Anstrengung und Aufopferung besteht; nicht, wenn er in träger unthätiger Ruhe mit Bequemlichkeit und Wohlbehagen vegetirt.

Ein Thor, ich gestehe es, kann sehr glücklich seyn; wird aber dabey, wenn er sich um keine gemeinnützige Kenntnisse bewirbt, sich zu keiner gemeinnützigen Thätigkeit anstrengt, auch immer sehr verächtlich bleiben. Es kann wirklich als ein Problem angesehen werden, ob man die Menschen zur Dummheit, oder zur allmählig höhern Einsicht erziehen, ob man ihren Verstand anbauen, oder öde liegen lassen solle; so lange man nur seinen Blick auf Glückseligkeit, auf Entfernung des Widrigen und Herbeyschaffung des Angenehmen heftet. Aber es ist keines mehr, sobald man auf größere, gemeinnützige, sittlich gute Wirksamkeit sieht, und diese auch dann noch über bloßen Genuß hinauf setzt, wenn sie manche Gefahr und Widerwärtigkeit einbringt; sie um so höher ansetzt, je mehr Gefahren man dabey zu bekämpfen, je mehr Widerwärtigkeiten zu dulden hat. Und soll man dieß nicht? Nun so lobe man sich den Mann, der zu sich spricht: „Sey guter Dinge, meine Seele! iß,

 trink,

trink, und schlafe sanft und unbekümmert; du hast volle Scheuern und Kisten, Gut und Vermögen auf viele Jahre hinaus — dagegen tadle man den Kenner und rastlosen Thäter des Guten — dann wird man das Glück der Thoren mit vielem Witze gepriesen, dagegen die Würde der Weisen mit wenig Vernunft herabgesetzt haben.

Mit blendendem Witze lassen sich Dinge in einem sehr anziehenden, obgleich falschen Lichte vorstellen, und eine mangelhafte Art von Einsicht, die sich den Titel der Aufklärung anmaßt, ist diesem falschen Witze sehr beförderlich. Aber Vernunft und wahre Aufklärung zerstreut diesen falschen Schimmer, der sie zu lästern misbraucht wird. Eben die höhere Einsicht der Weisen ist nöthig, um nach ihrem wahren Gehalte die Gründe zu prüfen, mit denen man das Glück der Thoren anpreiset. So rechtfertigt Aufklärung, Kenntniß und Weisheit sich dadurch, daß sie die Lobrede der Thorheit, und den Tadel der Kenntnisse und Einsicht zernichtet.

III. Wie

III.

Wie kann und soll man den Ungelehrten Gottes Daseyn beweisen.

Man geräth in Versuchung, über die Philosophie und die Philosophen mismüthig zu werden, wenn man über die dem Menschengeschlechte so wichtige Wahrheit „Es giebt einen Gott", und bey ihren Beweisen derselben mehr Zänkerey, als Einhälligkeit findet; oft mit mehr Verwirrung als Berichtigung aus ihren Schulen kömmt. „Ist es denn, könnte man denken, nicht die Philosophie, die diese Wahrheit allgemein selbst für den Lehrer der Offenbarung begründen soll; weil man ja erst überzeugt seyn muß, daß ein Gott sey, bevor man davon sprechen will, was er gesagt habe? Ist es nicht die Philosophie, die durch die erwiesene Wahrheit von Gottes Daseyn nicht nur der Offenbarung eine Grundlage, sondern auch der Moralität, und dem unter so manchen widrigen Vorfällen darnach aufstrebenden Menschengeschlechte eine Stütze geben, ihm einen

weisen Regenten der Welt, einen sichern und gerechten Vergelter des Guten und Bösen zeigen soll, damit es bey tausend widrigen Ereignissen die nöthige Fassung und Ruhe, bey manch aufstoßendem Tugendkampfe die nöthige Kraft, Muth und Munterkeit nicht verliere? Und doch, was hat sie hierinn bis auf diese Stunde geleistet, diese Philosophie? Noch streiten ihre Verehrer und Anhänger über die allgemein gültigen Beweise dieser großen Wahrheit; noch haben sie keinen aufzustellen vermocht, der allgemein von jedem ihrer Herren Mitkollegen, als ein strengwissenschaftlicher Beweis angenommen wäre.

Wie bedenklich sähe es um den größten, gewiß achtungswürdigen Theil des menschlichen Geschlechtes, um das ungelehrte Volk aus, wenn es mit ihrer Ueberzeugung von einer so wichtigen Wahrheit hätte zuwarten müßen, bis die Philosophie die wissenschaftliche Beweise davon, und ihre Streitigkeiten darüber ins Reine gebracht hätten? Es müßte, Gott weiß wie lange, noch warten. Wie übel stünde es mit dem Menschen, wenn die für allgemeine Beruhigung und Beförderung der Moralität wohlthätigen Folgen dieser Ueberzeugung erst dann Platz hätten, wenn die Anhänger der Philosophie mit, einhällig von ihnen aner-

anerkannten, Beweisgründen sie würden bestättiget haben? Sie würden noch, Gott weiß wie lange, nicht Platz haben, diese wohlthätigen Folgen.

Indessen, daß die **philosophierende Vernunft** mit sich nicht hat einig werden können, wie sie den Satz: „Es giebt einen Gott;" beweisen solle; hat ihn der gemeine **Menschenverstand** durch die Stimme aller gesitteten Nationen, längst als Wahrheit entschieden. Kein gesitteter, gesund denkender Mensch setzt die Frage noch als problematisch: „Giebt es einen Gott?" Aber die Philosophen fragen noch: „Welches ist der wahre, vollgültige Erkenntnißgrund, daß es einen Gott gebe?" Und keine ihrer Partheyen mag diesen, oder jenen dafür aufstellen, ohne daß ihn eine andere bestritte, und den seinigen zur Ehre der Vollgültigkeit zu erheben suchte. *

Es

* Nur ist zu bedauren, wenn der Eine den Andern sogar der Verbreitung der Irreligion beschuldigt, weil dieser den Beweis von jenem nicht gelten läßt, und doch selbst nach der Meynung des erstern keinen hinreichenden aufstellt. Heißt dieß aber nicht dem Beschuldigten das Wiedervergeltungsrecht einräumen, die gleiche Beschuldigung auf die Seele des Beschuldigers zurückzugeben? Heißt dieß nicht, der Schule,

 und

Es sollte, wie mich dünkt, aus dem vorhergehenden der Schluß nicht unrichtig seyn: „Die Ueberzeugung von Gottes Daseyn, der Glaube an Gott ist nicht von der Schule ausgegangen. Er muß, da er gleichwohl so allgemein immer unter allen, nicht ganz thierischen Menschen, war und ist, in der Einrichtung der menschlichen Natur, und in den, kraft derselben uns beywohnenden Bedürfnissen, Gefühlen und Triebfedern liegen.“ Wir sind dem Gott, an den wir glauben, innigen Dank dafür schuldig, daß er uns das Wichtigste, was wir bedürfen, und was uns die mit sich uneinige Schule nicht geben konnte, durch andere Wege gab. Es war selbst wohl schwerlich je ein Philosoph, der von dieser Einrichtung der menschlichen

und den eigentlichen Schulbeweisen eine größere Wichtigkeit beylegen, als sie wirklich in den Augen der Welt, und des Publikums dermalen noch haben? Des Publikums, das so wenig Notitz von Schulbeweisen und Schulstreitigkeiten nimmt? Glaubt das Volk auf Authorität hin? Nun, so lehren ja die Philosophen insgemein das Daseyn Gottes, sie mögen es so, oder anders beweisen. — Glaubt es aus noch unerklärten Gefühlen und Bedürfnissen? So raisonirt ja diese ohnehin kein Schulbeweis weg; bestättigt sie vielmehr (wenn er anders nicht über die Fassungskraft des Volkes hinaus ist) da er mit jenem auf ebendieselbe Behauptung zusammentrifft.

lichen Natur gedrungen, nicht schon ehe an einen Gott glaubte, als er ihn zu beweisen suchte, und öfters möchte wohl der Fall eingetreten seyn, daß sein Glaube mehr diente, ihm Ruhe und Ermunterung für sein Leben zu geben, als alle seine nachherigen Beweise, die Gewißheit seines Glaubens zu gründen.

Lohnt es sich aber nicht der Mühe, diese Einrichtung der menschlichen Natur, diese in ihr gegründeten Bedürfnisse, Triebfedern und Gefühle näher zu erforschen? Wollte ich behaupten, daß dieß der Weg sey, auf dem sich die bisherigen Streitigkeiten der Schulen abthun ließen, so würde ich vielleicht nur eine neue dadurch erregen. Ferne sey also von mir für dießmal das gewagte, und in den Augen der Streitenden zu viel anmassende Geschäft eines Friedensstifters zu übernehmen.

Minder gewagt, und bedenklich scheint es mir aber zu behaupten, daß man am schicklichsten, und mit dem besten Erfolge von der eben gedachten Einrichtung unserer Natur ausgehen könne, wenn man die Frage auflösen will: „Wie kann und soll man den Ungelehrten, den Kleinen, und dem Volke, Gottes Daseyn beweisen?"

Der unter allen gesitteten Nationen herrschende Glauben an das Daseyn eines höchst mächtig und gerechten Wesens muß doch wohl seinen Grund in der Natur des Menschen haben. Wo liegt er, dieser Grund, worauf beruht, worinn besteht er? Kann man ihn ausfindig machen, so wird man sich von dieser Seite offnen Eingang für seine Beweise von Gottes Daseyn bahnen können.

Laßt uns also darnach forschen, und fragen: „Warum ist es dem Menschen so wichtig an einen Gott zu glauben? Was liegt in seiner Natur, das ihn dazu treibt, und dringt?"

Der Mensch ist seiner Natur nach ein sinnlich thierisches, und zugleich ein vernünftiges Wesen. So lange wir einzig bey seiner sinnlichen Thierheit verweilen, wird uns schwerlich etwas aufstossen, das ihn dränge, sich zu einem Schöpfer und Regenten der Welt zu erheben. Das Thier will leben, sich erhalten, sättigen, fortpflanzen, für sich, und allenfalls in Gemeinschaft mit anderen genießen; und das will, und kann es, ohne zu fragen, woher das Futter komme, und die Lust entstehe. Das Vieh auf der Weyde will Gras kauen, aber nicht wissen, wie es wachse: das Schwein die Eicheln verschlingen, aber nicht den Baum kennen, der sie trägt.

Laßt

Laßt uns aber von der sinnlich thierischen Natur des Menschen zu seiner vernünftigen, von seinem Empfinden und Genießen zu seinem Denken und verständigen Wollen übergehen; hier wird sich sogleich ein doppeltes Bedürfniß, eine doppelte Triebfeder zeigen, an der er sich zum Glauben an ein höchstes Wesen aufschwingt. — Ein Bedürfniß seiner **theoretischen** Vernunft, die über das nachforscht, was in ihm, und um ihn her im weiten Kreise des Weltalls **ist**, und **geschieht**, und ein anders Bedürfniß seiner **praktischen** Vernunft, die sich mit dem abgiebt, was von ihm, und jedem vernünftigen Wesen **geschehen soll**.

Heftet der denkende vernünftige Mensch seinen Blick auf das, was ist, und geschieht, so dringt sich ihm von selbst die Frage auf: „Woher kömmt dieß, wie entsteht es, warum geschieht es — so und nicht anders?" Das bemerkt man schon an den kleinsten Kindern, und ich erinnere mich noch allemal mit Vergnügen eines Knabens, der noch nicht volle sechs Jahre hatte, dessen Aeltern klug genug waren, seine Wißbegierde nicht mit mürrischer Ungeduld und Drohung niederzuschlagen. Bey allem, was ihm immer Neues vorfiel, bey jedem andern Kleide, mit dem eine sonst ihm bekannte Person ins Zimmer trat, hatte er

immer seine Frage in Bereitschaft: „Vater warum das?“ Gab man ihm durch eine Antwort ein darum, so folgte über die Antwort immer wieder ein neues Warum? Der Knabe hatte es doch noch nicht aus seiner dürftigen, nichts weniger, als allgemeinen Erfahrung gelernt, daß alles, was geschieht, eine Ursache haben müße, und doch mußte dieser Satz eben so ausgemacht in seiner Natur liegen, so zuversichtlich er überall um eine Ursache fragte. Es mußte in seiner Natur liegen, einen letzten unbedingten Grund von allem vorauszusetzen, weil er sich bey keinem Mittelgrunde beruhigen ließ, sondern immer wieder nach einem weitern forschte.

Der Trieb, bey allem, was vorkömmt, eine Ursache vorauszusetzen, nach einer Ursache zu forschen, und damit nicht ehe zu ruhen, bis man die Reihe alles Bedingten durch Hinzufügung des letzten unbedingten Grundes vollendet hat; dieser Trieb, dieses Bedürfniß, ist wohl ein in der menschlichen Natur allgemein gegründeter Trieb, ein allgemeines Bedürfniß der theoretisch, über das, was ist, und geschieht, nachforschenden Vernunft. Und wie kann sie sich diesen letzten unbedingten Grund anders, als einen solchen denken, der alles, was in allen leblosen und lebenden,

thierisch- und vernünftigen Wesen, in allen Ursachen und Wirkungen zerstreut liegt, auf das vollständigste in sich zusammen faßt?

Je lebhafter dieses Bedürfniß, je wirksamer dieser Trieb in den Menschen wird, desto gebahnter ist der Weg, den man von dieser Seite zur Gründung eines vernünftigen Glaubens an Gottes Daseyn einschlagen kann. Hat man seinen Schüler von der Ursache zur Ursache, von der Folge zum Grunde, und von dem nächsten immer wieder zum weiter entfernten Grunde geführt; hat man ihn auf dieser Reise durch alle Reiche der Natur, durch Erde und Himmel gleichsam ermüdet; so wird ihm nichts so sehr, als ein letzter Ruheplatz willkommen seyn. Hat man ihm gezeigt, wie immer ein Wesen an dem andern, eine Begebenheit an der andern, ein Glied an dem andern hange; so wird ihn dieses Fortschreiten von Glied zu Gliede, so wird ihn jede neue, jede erweiterte Einsicht in den Zusammenhang der großen Reihe zwar anfangs vergnügen, aber da er bey seinem allmähligen Fortschreiten innerhalb dieser Reihe nirgend einen letzten Grund, nirgend ein letztes Glied antrifft, zugleich eine gewisse Unruhe, eine Kleinmuth und Unwille befallen, sie nicht vollenden zu können. Hier ist es nun Zeit,

ihm

ihm nicht nur zu zeigen, wie ein Glied immer das andere trägt, sondern woran die ganze, große Kette selbst hält.

Man mache den Ungelehrten nur aufmerksam auf die Menge, Einrichtung und Ordnung dessen, was alltäglich sich auf der Erde und am Firmamente, im Gewächs- und Thierreiche, außer ihm, und an ihm selbst vor seinem Auge zeigt, und geschieht; dann wird sich die Frage: „**Woher alles dieß?**" von selbst aufdringen; dann wird ihm die Antwort, die ihm einen höchst weisen, mächtig- und heiligen Urheber zeigt, die Antwort eines Freundes seyn, der ihn seinen und den allgemeinen Vater kennen lehrt; der ihm im Dunkeln Licht anzündet, und im verschlungenen Labyrinthe die leitende Hand reicht. Oder liegt für ihn nicht über die ganze Natur eine Dunkelheit, die nur die Darstellung eines Gottes, wie eine Sonne zerstreut? Ist für ihn diese zahllose Menge der Wesen und Begebenheiten, der besondern Eigenschaften, Triebe, Wirkungen, diese Ordnung und dieser Gang eines aus Millionen von gegenseitig millionfach eingreifenden Rädern zusammengesetzten großen Kunstwerkes nicht ein Labyrinth, aus dem er sich nur mittels des Glaubens an einen Gott, wie an einem leitenden Faden, her-

aus-

ausfinden kann? Ist er so weit gekommen, daß er Geschmack an den wohlfeilen, reinen Naturfreuden findet, so werden ihm diese sehr angenehm erhöht, wenn man ihn zu dem, was er in der offnen Natur mit Wohlgefallen schaut und fühlt, noch den Urheber, den Vater aller Dinge, und jeder Freude hinzudenken lehrt. Ist er so gut gesittet, daß ihm jede Wohlthat zur Last wird, so lange er nicht den Wohlthäter kennt, und sich mit seinem Danke zu jenem wenden kann, von dem sie kam; so wird ers als eine neue Wohlthat aufnehmen, wenn man ihm solchen an Gott, dem höchst gütig- und weisen Ausspender, zeigt.

Studiert, könnte man also wohl sagen, den Menschen, so werdet ihr ihm Gott beweisen können. Studiert ihn, so findet ihr für das, was ihr ihm beybringen wollet, den Weg zu ihm. Zwar weiß ich wohl, daß man gegen das, was ich eben von seinem Bedürfnisse eines Glaubens an Gottes Daseyn sagte, auch seine Einwendungen zu machen weiß. Wie, sagt man, wenn aber jemand, und dieser jemand ist doch kein so seltner Mensch, gegen alles Wissen der letzten Gründe gleichgültig ist, keine Wiß- und keine Forschbegierde hat? Wie will man sich bey diesem Eingang für Beweise verschaffen, die nur von Seite dieser Begierde

einen leichten offnen Eingang finden? Und dann sey es, daß er seinem in der Natur gegründeten Bedürfnisse getreu handle, und die redliche Beruhigung seiner nachfragenden Vernunft, nur in der Antwort: „Es giebt einen Gott;" finde; ist darum dieser Gott für ihn schon das, was er für ihn seyn sollte? Ists nicht leicht möglich, daß er ihn eben nicht für einen Schöpfer, sondern für einen Baumeister anerkenne; und da er nun doch einmal bis zu einem Wesen, das von sich selbst nothwendig da ist, aufsteigen muß, daß er nicht etwa auch die Materie dieses Weltalls für ein eben solches nothwendiges Wesen möge gelten lassen? Ists nicht leicht möglich, daß er diesen Gott, an den er glaubt, zwar aus den so vielen wohlthätigen Geschöpfen und Begebenheiten als ein sehr wohlthätiges Wesen ansehe, aber zugleich mit so vielen Forschern der Vorzeit, mit den tiefsinnigsten Männern des Alterthums sich in die eben so vielen natürlichen Uebel, die von der ursprünglichen Natureinrichtung dieses Gottes herrühren, nicht zu finden wisse; oder etwa versucht werde, ihn für eben so böse, als gut zu halten, oder gar diesen, von jeher der philosophirenden Vernunft so schweren Knoten, durch den Glauben an ein doppeltes Urwesen zu theilen?

Die letzte von diesen Einwendungen nimmt offenbar für den Ungelehrten, von dem hier immer die Rede ist, eine zu weit getriebne, zu fein klügelnde Forschbegierde an, da indessen die erste ihm solche ganz abspricht. Es läßt sich zwar nicht läugnen, daß bey einem großen Theil der Menschen die erste Erziehung gar nicht so beschaffen sey, daß die in seiner Natur liegende Wißbegierde nicht vielmehr erstickt, als geweckt, und genährt würde. Es giebt wirklich nur gar zu viele Menschen, die sich wenig mit ihrem geistigen, das meiste nur mit ihrem sinnlich-thierischen Theile zu schaffen machen. Wenn sie nur ein Morgen- und Abendbrod, ein Mittag- und Abendessen, eine Wohnung und Kleidung haben, die sie deckt, und etwa einmal mit irgend einem Gegentheile zu einem eignen Heerd gelangen; was bekümmern sie sich dann weiter viel um das, wo dieß alles, und die ganze übrige Einrichtung der Natur herrühre?

Indessen, so wahr es seyn mag, daß bey manchem der Trieb nach dem letzten Grunde von dem, was ist, und geschieht, zu forschen nicht geweckt und entwickelt, oder gar unterdrückt werde; so ists doch auch wieder eben so wahr, daß dieser Trieb in seiner Natur liege; daß er sich wecken, und entwickeln lasse. Dazu ward ja oben gesagt,

wie man Leute dieser Art auf die Naturwesen, Natureinrichtung und Naturbegebenheiten aufmerksam, und ihnen die Fragen: „**Wie? warum? woher?**" zum Bedürfnisse machen solle, und um so leichter könne, da der Grund davon ohnehin schon in ihnen selbst vorhanden ist.

Freylich bleibt dieß bey dem allen immer nur noch ein Bedürfniß **zu wissen**, das für den größten Theil nie so dringend ist, als das Bedürfniß und die Nothwendigkeit **zu handeln**. Es ist aber ebenfalls schon gesagt worden, daß der Mensch, an Gottes Daseyn zu glauben, nicht nur ein **theoretisch**: oder spekulatives, sondern auch ein **praktisches** Interesse habe. Dieses letztere sollte, wie mich dünkt, eine hinlängliche Widerlegung der angeführten Einwürfe darbiethen, und was dem ersten an Lebhaftigkeit, oder dem darauf gebauten Beweise an allumfassender Gründlichkeit mangeln möchte, genugsam ersetzen. Dieß läßt sich aber erst dann einsehen, wenn das, was wir von ihm behaupten, durch vorläufig deutliche Entwickelung gehörig vorbereitet worden.

Was hat der Mensch für ein **praktisches** Bedürfniß, an das Daseyn eines Gottes zu glauben? Woher rührt es, und wie ist es in seiner

vernünf-

vernünftigen Natur, in seiner praktischen Vernunft gegründet?

Um zu wissen, was in dem Menschen liege, und worauf wir, als auf eine allgemeine Grundlage zuversichtlich rechnen und bauen dürfen, wird es abermals nicht unschicklich seyn, in Rücksicht der praktischen Vernunft eben sowohl bey den Kindern Nachfrage zu halten, als wir in Rücksicht der theoretischen gethan haben.

Die theoretische oder spekulative Vernunft sagt uns, nach welchen Gesetzen das, was ist und geschieht, wirklich sey, und geschehe; die praktische, nach welchen etwas geschehen oder nicht geschehen soll. Wir haben jene bey einem Knaben beobachtet, und wahrgenommen, daß schon von diesem Alter das Gesetz, nach dem alles wie Ursache und Wirkung, wie Grund und Folge miteinander verkettet ist, anerkannt sey. Wenn wir diese abermals bey Knaben, die bereits einigen Gebrauch ihrer Vernunft zu machen fähig sind, erforschen wollen, so zeigt es sich, daß ihnen auch ein praktisches Gesetz, nach dem nur Gutes, nie Böses gethan werden soll, nicht unbekannt sey.

Es liegt in ihnen und in dem Menschen insgemein ein sittliches Gefühl, ein Licht, ein aner-

kanntes Gesetz, nach dem er vom frühesten Gebrauch seiner Vernunft an die Handlungen der Menschen als gut oder böse, als schön oder schändlich, als recht oder unrecht mit einer Zuversicht beurtheilt, die sich wohl schwerlich auf eine ohnehin noch sehr karge Erfahrung, oder auf bloße Belehrung stützt.

Was sich schon bey den im Gebrauche der Vernunft stehenden Kindern zeiget, das bestättiget auch die Erfahrung bey jener Menschengattung, die zunächst an diese gränzt; bey Leuten, die sich ihr ganzes Leben durch aus dem Denken und Forschen eben kein Geschäft machen. Eine vortreffliche Stelle aus einem höchst schätzbaren Buche mag dieß mehr, als alles, was ich aus eignem Vorrathe darlegen möchte, erläutern. Sie heißt so: „Wenn man auf den Gang der Gespräche in gemischten Gesellschaften, die nicht blos aus Gelehrten und Vernünftlern, sondern auch aus Leuten von Geschäften, oder Frauenzimmer bestehen, Acht hat, so bemerkt man, daß außer dem Erzählen und Scherzen noch eine Unterhaltung, nämlich das Raisoniren, darin Platz hat. — Unter allem Raisoniren ist aber keines, was mehr den Beytritt der Personen, die sonst bey allem Vernünfteln bald lange Weile haben, erregt, und eine

gewisse Lebhaftigkeit in die Gesellschaft bringt, als das über den sittlichen Werth dieser oder jener Handlung, dadurch der Charakter irgend einer Person ausgemacht werden soll. Diejenigen, welchen sonst alles Subtile und Grüblerische in theoretischen Fragen trocken und verdrüßlich ist, treten bald bey, wenn es darauf ankömmt, den moralischen Gehalt einer erzählten guten oder bösen Handlung auszumachen, und sind so genau, so grüblerisch, so subtil, alles, was die Reinigkeit der Absicht, und mithin den Grad der Tugend vermindern, oder auch nur verdächtig machen könnte, auszusinnen, als man bey keinem Objekte der Spekulation sonst von ihnen erwartet. — Ich weiß nicht — sagt eben dasselbe vortreffliche Buch in einer hieher eben sehr angemessenen Stelle — Ich weiß nicht, warum die Erzieher der Jugend von diesem Hange der Vernunft, in aufgeworfnen praktischen Fragen selbst die subtilste Prüfung mit Vergnügen einzuschlagen, nicht schon längst Gebrauch gemacht haben. Wenn sie erst einen moralischen Katechismus zum Grunde legen, dann die Biographien alter und neuer Zeiten in der Absicht durchsuchen, um Beläge zu den vorgelegten Pflichten bey der Hand zu haben; so können sie an diesen, vornehmlich durch Vergleichung ähnlicher Handlungen unter verschiednen Umständen,

die Beurtheilung ihrer Zöglinge in Thätigkeit setzen, und den mindern oder größern moralischen Werth derselben zu bemerken. Hierin werden sie selbst die frühe Jugend, die zu aller Spekulation sonst noch unreif ist, bald sehr scharfsichtig, und weil sie den Fortschritt ihrer Urtheilskraft fühlt, nicht wenig interessirt finden. Was aber das vornehmste ist, so kann zwar die öftere Uebung, das Wohlverhalten in seiner ganzen Reinigkeit zu kennen, und ihm Beyfall zu geben, dagegen selbst die kleinste Abweichung von ihr mit Bedauern, oder Verachtung zu bemerken, als ein Spiel der Urtheilskraft, in welchem Kinder miteinander wetteifern, getrieben werden; muß aber zugleich nicht geringe Frucht stiften, indem sie einen dauerhaften Eindruck der Hochschätzung auf der einen, und des Abscheues auf der andern Seite zurückläßt: welches durch bloße Gewohnheit solche Handlungen als Beyfalls- oder Tadels würdig anzusehen, zur Rechtschaffenheit im künftigen Lebenswandel eine gute Grundlage ausmachen wird. — — Wenn man aber fragt: was denn eigentlich die reine Sittlichkeit ist, an der, als an dem Probemetall, man jeder Handlung moralischen Gehalt prüfen müße, so muß ich gestehen, daß nur Philosophen die Entscheidung dieser Frage zweifelhaft machen können; denn in der

gemei-

gemeinen Menschenvernunft ist sie, zwar nicht durch abgezogne allgemeine Formeln, aber doch durch den gewöhnlichen Gebrauch, gleichsam als der Unterschied zwischen der rechten und linken Hand, längst entschieden."

Wie wahr dieses alles gesagt sey, kann man, wenn man es noch nicht im täglichen Umgange mit Menschen und Kindern bemerkt hat, leicht inne werden, wenn man nur die Erfahrung anstellen, und etwa einem zehnjährigen Knaben ein Beyspiel einer tugendhaften Handlung vorlegen, und dann sehen will, ob er nicht auch von selbst, ohne eben vom Lehrer dazu angewiesen zu seyn, ganz richtig darüber urtheilen werde. Diesen Vorschlag macht eben derselbe Verfasser, aus dem obige Stellen angeführt worden, und ich darf mich hierüber wohl auf die VIII. und IX. Abhandlung im ersten Theile beziehen.

So hell nun der Unterschied zwischen Gutem und Bösem, und das damit verbundne Gesetz jenes zu thun, und dieses zu meiden, auch dem gemeinen Menschenverstande einleuchtet, eben so dringend wird das Bedürfniß einen Vergelter des Guten und Bösen anzunehmen, Denn wozu sollte sich der Mensch durch sittlich gute Handlungen

würdig machen, glückselig zu werden; wozu die sittlich bösen Handlungen meiden, und sich hüten, strafwürdig zu seyn, wenn es nicht einen durchaus gerechten Belohner des Guten, und Bestrafer des Bösen giebt? Und wer muß dieser gerechte Vergelter seyn, damit eine genaue, gerechte Vergeltung durch ihn für alle Menschen entstehe? Muß es nicht in seiner Macht seyn, alles im Himmel und auf Erde hiezu gehörig zu schaffen, und zu ordnen, ohne daß ihm etwas widerstehen möge? Muß ihm nicht der gerechtest heiligste Wille beywohnen, das, was er nach seiner Macht kann, auch nach seiner Güte und Weisheit zu wollen? Muß ihm nicht eine allwissende, unbeschränkte Einsicht zu Gebothe stehen, um die verschlossensten Herzen, die geheimsten Gedanken, Verlangen und Absichten zu durchgründen; um den, dem ers vergelten, und das, womit ers vergelten will, um alle und alles in dem großen ausgebreiteten Weltall aufs vollkommenste zu durchschauen? Und wer ist dieß? Gott. — Auch über diesen Punkt darf ich mich auf die IX. Abhandlung im ersten Theile berufen, um hier nicht ohne Noth weitläufig zu seyn, und nicht wieder zu sagen, was schon gesagt worden.

Was dort nur angedeutet wird, und hier als an seinem eigentlichen Orte ausführlicher ange-

merkt zu werden verdient, besteht in dem, was nun als Uebersicht und Anwendung der gegenwärtigen Abhandlung folgt.

Meines Dafürhaltens ist zwar derjenige Grund, der aus dem Sittengesetze und moralischen Bedürfnisse hergeholt wird, derjenige hinreichende Grund für Gottes Daseyn, der, was dem Beweise aus dem Anblick des Weltgebäudes und der sichtbaren Natur mangelt, ersetzen dürfte. Indessen würde ich doch jedem Volkslehrer rathen, daß er bey diesem allein nie stehen bleibe, sondern allemal auch aus der Betrachtung der Natur seine Lehrlinge zum Urheber derselben zu erheben suche. Und dieß aus einem doppelten Grunde. Erstens kann zwar das Daseyn des Sittengesetzes und desjenigen Vernunftlichtes oder sittlichen Gefühles, das uns das Gute vom Bösen unterscheiden lehret, durch Beyspiele und Darstellung desselben in sichtbaren Handlungen anschaulich gemacht werden. An sich bleibt es aber immer etwas Uebersinnliches, daß lediglich der geistigen Vernunft angehört. Nun dringt aber eine Wahrheit, die sich, wie hier die Wahrheit von Gottes Daseyn, einzig an das Uebersinnliche anschließt, nie so ganz willkommen, so leb= und dauerhaft, so faßlich und für jeden erheischenden Fall so leicht erinnerlich in die

Seele, wie eine andere, die zugleich eine sinnliche Stütze hat. Wenn ich also meinen Lehrling auch wirklich, und allem Anscheine nach aus der Gewißheit des Moralgesetzes und des Unterschieds zwischen dem Guten und Bösen hinreichend, von der Wahrheit, daß ein Gott sey, überzeugt hätte, so würde ichs doch noch, wo nicht für nöthig, doch für höchst zuträglich halten, ihm diesen Gott in seinen Werken und Geschöpfen, und in der ganzen Natur als den allgemeinen Schöpfer und Erhalter, als den allgemeinen Vater und Regenten anschaulich darzustellen. Er sollte den Gedanken: „Es ist ein Gott;" mit dem Auf- und Niedergange der Sonne, mit der Luft, der Erde und dem Wasser, mit Mond und Sternen, mit jedem Thier und jeder Blume, jedem Regen und Sonnenscheine, mit jeder Frucht am Baume und auf dem Felde, und überhaupt mit allen Geschöpfen und Begebenheiten in der Natur verbinden lernen. Dieß würde den Eindruck dieses wichtigen Gedankens um so lebhafter, die Erinnerung um so leichter und überhaupt die Ueberzeugung von Gottes Daseyn um so fruchtbarer machen.

Der **zweyte** Grund, warum ich dem moralischen Beweis allemal auch den physikalischen beyzugesellen rathe, liegt in der gegenwärtigen

Abhand-

Abhandlung, und in dem Bedürfnisse des Menschen, von Ursache zu Ursache, und endlich da in der ganzen Reihe der Natur, Wesen und Begebenheiten kein endlich beruhigender Grund zu finden ist, außer derselben zu einem unbedingten und genugthuenden letzten Grunde aufzusteigen. Warum sollte man sich dieses Bedürfnisses nicht zur Oeffnung des Einganges für eine Wahrheit bedienen, die demselben so willkommen abhilft, und an Gott ein Wesen darstellt, das durch sein Daseyn, über das Daseyn, über die Ordnung, Einrichtung, und die Ereignisse in der ganzen Natur ein so helles, angenehmes, befriedigend- und erfreuendes Licht verbreitet? Sey es, daß der Beweis aus dem Anblicke der Natur etwa der hartnäckigsten Zweifelsucht, wenn sie uns oder andere anwandeln sollte, nicht immer die Wage zu halten im Stande seyn dürfte. Er soll aber auch nicht allein seyn, dieser Beweis, nicht jeden andern ausschließen, vielmehr den moralischen immer zur Seite haben. Er hat ihn auch immer, selbst da wir uns desselben nicht ausdrücklich und deutlich bewußt werden. Denn der moralische Beweis liegt in uns, liegt im Sittengesetze, das in uns ist, begleitet uns also überall hin, und hat wohl auch sogar bey dem, der ihn bestreitet, und etwa auf metaphysische Demonstrationen groß

thut,

thut, seinen wohlthätig stillschweigenden Einfluß.

Bey einem wiederholten und zusammenfassenden Ueberblick desjenigen, was bisher gesagt worden, zeigt sich bey dem Menschen das Bedürfniß eine befriedigenden Antwort auf die zwey Fragen: Woher ist alles, was nach dem Gesetze der Nothwendigkeit in der Natur ist und geschieht? — Wohin führt alles, was nach dem Gesetze der Freyheit seyn, und geschehen soll? Er will den letzten Grund von dem wissen, was ist und geschieht; er will der Folge von dem gewiß seyn, was seyn, und geschehen soll. Zeigt ihm einen mächtig, gütig, weisen Schöpfer, Regenten und Erhalter der Natur; zeigt ihm einen sichern Vergelter des Guten und Bösen; so ist er beruhigt. Je dringender seine doppelte Frage ist, um so willkommner wird ihm eure Antwort seyn. Und seine Frage wird um so dringender seyn, je dringender sein Verlangen ist, den letzten hinreichenden Grund von dem zu wissen, was außer ihm in der ganzen Natur geschieht; je lebendiger er die Nothwendigkeit anerkennt, das zu thun, was nach seinem Sittengesetz im Innern geschehen soll.

Da es aber doch wohl geschehen könnte, und wirklich geschieht, daß man gegen das Bedürfniß, den letzten Grund aller Dinge zu kennen, gegen

die Nöthigung, dem moralischen Gesetze, dem innern Lichte der gebiethenden Vernunft zu gehorchen, eine gewisse träge Gleichgültigkeit annehme; so sieht man bald, von welchem Punkte man ausgehen müße, um zum vorgesteckten Ziele zu gelangen. Diese schädliche Gleichgültigkeit, welche dem Glauben an Gottes Daseyn sein Interesse und seine Wichtigkeit wegnimmt, muß gehoben, das Bedürfniß darnach muß geweckt werden. Wodurch? Der Lehrer mache erst aufmerksam auf die Begebenheiten der Natur, auf die Handlungen der Menschen. Bey den ersten leite er seinen Lehrling, nach Ursache und Gründe zu forschen, bey den letzten über die Güte und Bosheit derselben zu urtheilen. **Naturgeschichte** und **Menschengeschichte** seyen ihm die vorzüglichsten Grundlagen, lebendige Ueberzeugung von Gottes Daseyn darauf zu bauen. Aus der ersten muß er das Bedürfniß erhöhen, zu einem höchsten, unbedingt letzten Wesen aufzusteigen; aus der letztern muß er die lebendige Anerkennung des Sittengesetzes und die Achtung gegen dasselbe gründen. Steht diese, und mit ihr die anerkannte Nothwendigkeit fest, sich durch Sittlichkeit der Glückseligkeit würdig zu machen, so entsteht von selbst die Frage: „Wo ist der weise Ausspender derselben? — Es muß einen solchen, es muß einen Belohner und

Bestrafer geben, weil es eine Pflicht giebt, sich belohnungs= und nicht strafwürdig zu machen."

Ueberhaupt können die Erzieher und Lehrer nicht bestrebsam genug seyn, den Wink zu befolgen, der ihnen oben in einer aus einem vortrefflichen Buche angeführten Stelle gegeben worden, und die Begriffe von **Gut** und **Böse**, und mit ihnen das sittliche Gefühl, so wie die Achtung gegen jenes, und den Abscheu gegen dieses bey ihren Lehrjüngern, seyen sie Kinder, oder erwachsenes Volk, zu entwickeln und zu befestigen. Es hat wohl nie eine sittlich gutgeartete Seele gegeben (die in die äußerst verwirrende Zweifelsucht versunkene, wenns nöthig ist, abgerechnet), bey welcher der Glaube an Gott den Vater und Vergelter nicht lebendig war. Selbst dem Glauben an die sämmtliche Lehre Jesu, worunter doch auch die Lehre von Gott, dem Belohner und Bestrafer mitbegriffen ist, weiß ihr Stifter keine bessere Stütze, als diese anzuweisen: „Wer den Willen dessen thut, der mich gesandt hat — wer sittlich gut will und handelt, sich an Gottes Gesetz, das er in sein Herz schrieb, und in seine Vernunft legte, hält — der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich aus mir selbst rede." Joh. VII. 17.

IV.

Ueber Religion.

Es ist Aberglaube, nur auf äußere Ceremonien und Formalitäten seine Tugend, oder seine Hoffnung bauen; aber auch Stolz, die eingeführten nicht mitmachen oder Lieblosigkeit, die Schwachen dadurch zu ärgern — dagegen wahre Weisheit, sie so gebrauchen, daß sie unsre Vollkommenheit befördern. Der Weise hat das Stehen und Gehen mit den Thoren gemein, aber er steht und geht anders, als sie, und weiß sich dabey noch mit etwas Nützlichern zu beschäftigen, als die Füße nach der Mode zu stellen.

Das sey mir heilige Wahrheit, die mich besser macht, sobald sie angenommen, und seliger, sobald sie befolgt wird.

Such im Falschen das Wahre, im Schlechten das Gute; verwirf mit der falschen Münze das ächte Silber nicht, das dabey ist. Religion ohne abergläubische, menschliche Zusätze ist ohne Zweifel schätzbarer, als Religion mit solchen Zusätzen.

Indes=

Indessen ist doch auch unlauters Gold noch Gold. Glücklich, wer die Scheidekunst für sich versteht, um lauters zu erhalten!

Die Natur ist das Werk Gottes, die Bibel die Sprache und Geschichte Gottes, und Christus das lebendigste Bild Gottes. *

Das Buch der Natur ist eine authentische, von den Menschen unverfälschte und unverfälschbare heilige Schrift, geschrieben für die Nationen von allen Sprachen, in einer allgemein verständlichen Sprache, für die Menschen von allen Ständen in einer allgemein faßlichen Schreibart. Das System der Planeten und Sonnen ist das herrlichste System natürlicher Gottesgelehrtheit. Sonn und Mond, und Sterne sollen nicht nur dem Auge, sondern auch der Seele Licht geben. Wer im Anschauen derselben zur Anbethung Gottes entglüht, ist der bessere Prometheus, der das Feuer vom Himmel holt. Das Weltgebäude ist ihm zugleich der Prediger, und der Tempel der Gottheit. — Alle Dinge zeigen einen Gott. In den Kleinen, dem

* Der Apostel Paulus sagt zweymal von Christus, daß er das Bild Gottes sey — Qui, *Christus*, est imago Dei. 2 an die Korinth. IV. 4. und an die Koloss I. 15. — Wer nun noch Lust hat, über diesen Ausdruck jemanden zu verketzern, der thue es.

dem Scheine nach unansehnlichen, erforscht der Mensch ihn, in dem großen ergreift er den Menschen. Im Grashalm kannst du ihn sehen, im Sternehimmel nicht verkennen.

Der Himmel hält das Buch unsers Schicksales verschlossen — nur ein Blatt steht aufgeschlagen, unser gegenwärtiger Zustand. Wie kann der Mensch das Buch beurtheilen, von dem er nur ein Blatt gelesen? Gleichwohl klagt er; und was will er dadurch? Weiser, als die Weisheit, Richter über die Gerechtigkeit, und der Gott seines Gottes seyn. — Ein Thor, wenn er dieß nicht überdenkt; und ein Bösewicht, wenn ers überlegt, und doch klagt. Die ganze Natur ist Kunst, die er nicht versteht; jeder Zufall weise Fügung, die er nicht einsieht; jeder Mislaut Harmonie, für die er kein Ohr; jede dunkle Stelle ein Licht, für das er kein Auge hat.

Wenn der Geist den gestirnten Himmel durchwandelt, so durchfliegt er Wunder mit einem Fluge, der selbst wunderbar ist; und indem er ihre Hoheit betrachtet, bestättiget er seine eigne. Er fühlt seine himmlische Abkunft, und die Wahrheit, daß er über den Sternen daheim sey. Die Erde versieht seinen Leib, und der Himmel seinen Geist mit Speise.

Sterndeuterey heißt Aberglaube, und unser Schicksal hängt nicht vom Jupiter ab. Aber Sterne deuten doch auf Gott, und unsre Bestimmung. So können und sollen sie die Beschäftigungen und Schicksale des Menschen ordnen. Wer einen nächtlichen Himmel vor sich hat, und noch Wunderwerke fodert, hat mehr, als er fodert. Die Sonnen am Himmel sind wie ein gerüstetes Herr, das mit dem Unglauben und der Gottlosigkeit Krieg führt. Sie sind so unzählbar, als die Perlen im Morgenthau; und der Himmel ist mit jenen übersäet, wie die Wiesen mit diesen.

Nimm Gott von der Natur weg, so liegt der Geist des Menschen in einer Nachthöhle, und kann nichts sehen; das Herz des Menschen in einer Schlammpfütze, und kann nicht empor schlagen. Gott ist die Sonne der Natur; ohne ihn ist in der Schöpfung alles finster und kalt, licht- und trostlos.

Die Nacht eröffnet am Firmament das Buch der Weisheit; die älteste, dem Höchsten hohe, und den Niedrigsten verständliche Offenbarung. Moses sah Gott im brennenden Busche, und jeder kann ihn am glänzenden Firmamente schauen.

Der

Der leichtsinnige Gotteslaugner sammelt mit aller Anstrengung des Kopfes nichts als Unruhe des Herzens. Er kann der Welt unmöglich Gottes Daseyn entziehen, kann nur sich die Freude und den Trost seiner Gegenwart rauben. Wenn dagegen der Anbether Gottes auch allein, verlassen ist, so hat er an ihm in der Einsamkeit den tröstlichsten Gesellschafter, und bey der schwärzesten Anklage den erfreulichsten Rechtsfreund.

Die Philosophie kann uns zeigen, daß Gram und Misvergnügen unvernünftig sind; aber nur die Religion kann sie heben. Sie versichert, daß Unglück und Tod die Schlüssel zum Leben sind. Doch wahre Philosophie geht mit wahrer Religion Hand in Hand.

Alter Vater — sagte ein junger üppiger Mensch zu einem Einsiedler ohne Schuhe — es steht schlecht mit dir, wenn es keine andre Welt giebt. — „Richtig, sagte der Alte; aber wie stehts mit dir, wenns eine giebt?"

Ich will beweisen, sagte ein Philosoph, daß der Mensch nicht mehr, als ein Thier sey. — Wenn dieß ist, antwortet ihm ein ernster Mann, so mußt du wohl mehr, als ein Mensch seyn. —

Eben die Beweise, die man gegen die Geistigkeit des Menschen schärft, zeugen von einer Vernunft, die uns über die Thierheit erhebt.

Es giebt viele Bäume, die ihr Haupt empor heben, ohne vorher in einer Baumschule gestanden zu seyn; und viele Menschen, die Männer sind, ohne auf einer hohen Schule studiert zu haben. Wo Gott und gesunder Verstand, und die Natur ist, da ist eine hohe Schule.

Das Gute von allen Religionen liegt im Christenthume, und wenn einmal alle das Schlechte absondern, und nur das Gute behalten; so könnten sie bald alle Christenthum werden, — ein Hirt und eine Heerde.

Ein Marterer für die Religion ist ein Mann, der aus Liebe zur guten Sache stirbt, damit sie, die Sache, nicht sterbe.

Wer beym lieben Gott eine Supplique einreicht, der biethe nicht blos seinen Körper, seine Hände, Knie und Zunge dar. Die Seele ist die Hauptschrift, der Körper die Beylage.

Beym kindlichgesinnten Christen liegt in der Sterbstunde nicht nur Hoffnung, sondern der

Himmel selbst in hoher Person auf seinem Angesichte — vollständige Quittung, Brief und Siegel des Losspruches. Todesnoth fühlt er zwar auch; aber nicht wie der Böse, Todesangst. Sollte dieser auch lachend sterben, so zwingt er sich nur, zum bösen Spiele ein gut Gesicht zu machen.

Das Wort Gottes bedroht Wind und Wellen, und es erfolgt Ruhe im Herzen desjenigen, der es darin aufnimmt. Diese Ruhe des Gerechten ist, wie der ewige Frühling, wo es nie weder zu warm, noch zu kalt ist.

Gottes Freude liegt nicht so sehr im Angesichte, als tiefer im Herzen. Zuweilen erhebt sie sich bis zum Auge, und dann schaut dieß erst gegen Himmel, bevor es um sich herum schaut.

Eine fromme sterbende Person richtet ihr Auge mehr aufs Land, in das sie reiset, als auf jenes, das sie verläßt. Ihrer Seele ist es so, wie wenn man den Kirchthurm von dem Orte sieht, wo man hin will.

Für den Körper giebt es Schaaren von Aerzten, und eine Menge Arzneyen. Aber es bleibt oft bey allem, was heilen kann oder will, doch krank. Für die Seele giebt es einen Arzt, der

sicher wählt — Gott; und eine Arzney, die sicher heilt — sein Wort.

Sollte der Mensch in der Welt Brand stiften; alle Kinder, die zweyjährig und darunter sind, morden lassen; und sodann flüchtigen Fußes setzen können, ohne daß man ihm Steckbriefe nachsenden, oder ihn einholen und bestrafen möge? Dieß müßte aber seyn, wenn es nach diesem Leben, das er sich nehmen kann, kein anders giebt, wo er zur Rede und Antwort stehen muß.

Wir können Gott nicht erreichen; sollen aber doch streben, uns ihm ähnlich zu machen; sind sein Ebenbild, und sollen es immer mehr werden. Wer Menschen, wie der Vater im Himmel liebt, ist ein Spiegel der Gottheit. Thätige Bruderliebe ist ein Silhouette von Gott dem Herrn.

Der Christ beleuchtet die Nacht des Grabes mit dem Lichte des Evangeliums. Unsterblichkeit weht dem bangwarmen Herzen kühlende Luft zu. Die Todesglocke klingt ihm schön, weil er zu sterben weiß; indeß der Weltmann nicht immer gerne läuten hört. Sein Tod ist melior compositio ohne grammatische Fehler, die zweyte verbesserte Auflage.

Heil dem Christen! Sein Leib ist im Dienst der Seele; und die Seele im Dienst der Vernunft; die Vernunft im Dienste Gottes. Das Heil, das dem Menschen durch Christus ward, verdiente wohl, daß Engel dem Menschen gratulirten: „Ehre Gott in der Höhe, Friede und Liebe Gottes mit den Menschen auf Erde!"

Wir nennen manches todt, was sich doch zu weit etwas besserm entwickelt, weil uns seine Entwickelung nicht ins Auge fällt. Tod ist kein absoluter, ist ein relativer Begriff, da uns jenes als todt erscheint, wo uns das Alte verschwindet, und das Neue, das aus ihm entsteht, noch nicht bemerkbar ist. Trauern wir wohl, daß ein Körnchen im Acker, eine Raupe in der Puppe stirbt? Vielmehr freuen wir uns des Sommervogels, der aus der Puppe, und der Aehre, die aus dem Körnchen hervorkömmt. So freuen sich auch etwa die höhern Geister des neuen Menschen, der aus dem Tode des Alten entsteht. — Dieses Leben ist ein Kinderstand, diese Leiber sind Windeln, aber aus Kinder werden Leute.

Menschenliebe, die Gott ehrt, ist Religion, christliche Tugend. Menschenliebe, die nicht auf Gott schaut und baut, mag philosophisch heißen;

aber sie ist nicht so breit, so tief und hoch, wie jene; ein Auge, das nicht so viel Licht und Aussicht; ein magrer Körper, der nicht so viel Seele hat.

Man sagt: **der entseelte Leichnam**, und bedauert, daß der Körper starr liegt; könnte man nicht weit besser sagen: **die entleibte Seele**, und ihr Glück wünschen, daß sie frey ist? — Man sagt: **bis zum letzten Seufzer**; warum nicht **bis zum letzten Lächeln**? Die letzte Stunde trübt die Heiterkeit des Gerechten nicht; sie kömmt, wie der Geist des Herrn, im sanften Winde.

Unser gegenwärtiges Leben ist ein tiefes Kyrieeleison; unser künftiges hohes Halleluja. Wer zum ersten gebohren wird, ist auch zum zweyten bestimmt. Gottes Anstalt ist hier, wie die Kirchenanstalt. Aufs **Kyrieeleison** folgt das **Gloria**.

Viele sehen den Tod, wie die Jünger ihren Herrn und Meister an, da er in der Nacht über die See daher wandelte. Sie glauben daran ein fürchterlich Gespenst zu sehen. Der an die Unsterblichkeit glaubige Christ weiß, daß er unser Erlöser sey.

Alte verdiente Offiziere macht man zu Kommendanten. Warum räumt man nicht auch alten

ten guten Bibelsprüchen und Weisheitslehren unsrer Väter das Kommando über unsre Seele ein?

Die Schöpfung ist ein hingestellter göttlicher Gedanke. Bey uns sind Gedanken Luftschlösser, und Wasserblasen; bey dem lieben Gott eine Welt.

Das alte Testament ist mehr Poesie, das neue mehr Prosa; das alte Garten, das neue Feld; jenes Schule, dieses Akademie, worauf uns Christus brachte. — Dort gabs für noch rohere Menschheit mehr Gefühl, hier für die kultivirte mehr ruhige Vernunft.

Die Feinde Jesu verdrehten ihm seine Worte, und kreuzigten ihn. Seine Freunde, die Ausleger seiner Worte zerren oft daran, und kreuzigen sich und sie. Es wird unter ihren Händen todter Buchstabe, was Geist und Leben war.

Der Christ hat zwar eine Offenbarung; doch darf er deswegen nicht auf die Anbauung und den Gebrauch seiner eignen Vernunft Verzicht thun. Er hat einen Stern am Himmel, wie die Weisen aus Morgenlande; allein er soll doch auch seine Lampe in der Haud halten, wie die fünf klugen Jungfrauen.

Was uns die Evangelisten zurückließen, sind freylich nur fünf Gerstenbrode, und wenige Fischlein. Aber es ruht der Segen Gottes darüber, daß sie für Tausende zum Sattmachen hinreichen, und noch ganze Körbe voll für Forscher, Sammler und Denker übrig bleiben.

In der Nacht, da Christus gebohren wurde, wards licht; und am Tage, da er starb, finster. Dort stimmten die Engel ein Jubellied, und hier die Elemente eine schauerliche Grabmusik an; dort war der Himmel mit Silberglanze, und hier mit Trauerflor ausgeschlagen — und so ergiebt sichs noch, wenn Jesus in dir zu leben, oder zu sterben anfängt; es wird helle und licht, oder finster und traurig.

Es mag manch Irrig- und Unphilosophisches sich in die Religion eingemengt haben, wie sie der gemeine Haufe im Kopfe hat; manches, zu dem man sagen könnte: „Freund, wie bist du hereingekommen, und hast kein hochzeitliches Kleid an?“ Aber wegen eines Irrthums die ganze Wahrheit verwerfen, und wegen so eines Gastes die ganze Hochzeitfreude aufheben — das ist Sünde.

Ihr Philosophen werft uns nicht die Trennungen und Partheyen in der Kirche vor; greift

in euren eignen Busen. — So zweyspaltig auch die Philosophen sind, so giebt es doch eine nüchterne Vernunft; und so zweyspaltig immer die Religionspartheyen, doch eine nüchterne Religion.

Die Hände zu Gott erheben beym Gebeth ist eine schöne Sitte, und hat eine gute Bedeutung. Wir sollen nicht nur bethen, sondern auch arbeiten; nicht nur nach Gottes Gnade und Segen verlangen, sondern auch selbst Hand anlegen; darum zeigen wir dem lieben Gott die Hände.

Die größte Gnade, die der Himmel einem thörichten Bittsteller thut, ist wohl diese, daß er ihn nicht erhört.

Was sieht Gott an uns? Meist junge und alte Kinder. Aber an welchen er mehr Freude habe, das hat sein Sohn längst gesagt.

Andächtig schwärmen ist leichter, als gut handeln. Zu jenem gehören nur die überspannten Gefühle eines reizbaren Weibes; zu diesem Entschluß und Kraft eines thätigen Mannes. Man setzt so gerne den Vorzug der Religion in einen schwärmerischen Genuß, sobald mans zu lästig findet, sich anzustrengen zur That.

Religion und Tugend verlieren vielleicht durch Heuchler mehr, als durch Bösewichter und Ungläubige — gewinnen aber auch oft durch den Wandel eines einzigen Frommen mehr, als durch die besten Schutzschriften von zwanzig Gelehrten.

Nicht Unglaube, sondern guter Gebrauch des Glaubens; nicht was aus der Fremde Neues kömmt, sondern was dem Menschen neue Weisheit und Festigkeit giebt, das ist **Aufklärung**.

Beurtheilt die Menschen nicht nach ihren symbolischen Büchern. Was einmal dadin aufgenommen ist, bleibt stehen, wenn es auch lange nicht mehr in den Köpfen steht. Verurtheilt die Philosophen nicht nach ihren Systemen; ihr könnt diese sehr schädlich finden, indeß jene mit Spinoza und Epikur sehr gut waren. Es geschieht nicht selten, daß die Menschen bald besser, als ihre schlechten, und bald schlechter, als ihre guten Systeme und Glaubenslehren sind. Man verdient aber nicht durch seine theoretischen Meynungen, sondern durch seine Handlungen Liebe und Hochachtung.

Die Religion war den ersten Christen ein Tempel, den sie durch ihre Frömmigkeit heiligten. Unwürdige Nachkömmlinge machten erst eine Di-

sputir-

sputirschule, und dann ein Kriegstheater daraus.

Ohne Glauben an Gott kann die Vernunft die Gesetze der physischen Ordnung, nach der alles geschieht, nicht begreifen; ohne Glauben an Gott will sich das Herz den Gesetzen der moralischen Ordnung, nach der alles geschehen soll, nicht unterwerfen. Wie kann diese physische Ordnung in der Natur seyn, wenn kein weiser Schöpfer und Urheber; wie die Seele auf moralische Ordnung halten, wenn kein gerechter Vergelter ist? Gott ist das nöthige Sonnenlicht für die forschende Vernunft, und die nöthige Wärme für das nach Tugend strebende Herz.

Die rührendsten Beweise für die Wahrheit der Religion Jesu sind die Seelengröße, die sein Leben zeigt, und die hohe **Würde** und Seligkeit, zu der seine Lehre führet.

Mann, der du heller, als andere, den Plan des göttlich = und menschlichen Regiments übersiehst, kannst du wohl deutlich von dem Höchsten des Himmels reden, ohne dich der Wuth des pharisäischen Pöbels — deutlich von den Großen der Erde, ohne dich der Wuth der sadduzäischen Großen hinzugeben? — Suche mit deinem Lichte im-

mer

mer zu erleuchten, nie zu blenden; immer zu nützen, nie zu verwirren; gebrauche deinen Verstand mit Vernunft, mit Weisheit und Muth.

Ueber die Geburt eines Menschen entsteht Freude, und über seinen Tod Trauer. Indessen ists gleichwohl gewiß: Man fängt an sterblich zu werden, sobald man gebohren wird; und hört auf, es zu seyn, da man stirbt.

Der wahre Christ und Weise verdient hundert Ehrennamen, die er nicht trägt; und erhält oft hundert Scheltnamen, die er nicht verdient. Nehmt die mancherley Namen verschiedner Religionen, Sekten und Partheyen im guten Sinne, so ist der ein Jud, der an einen Meßias, ein Grieche, der an eine morgenländische Kirche aus Palästina glaubt; ein Protestant gegen alle Irrthümer und Misbräuche; ein nie vollendeter Reformirter; ein Pietist im edlen Kampfe, und ein Quintist an innerer Ruhe. — Er ist Philosoph und Theosoph im besten Sinne, weil er Kenntniß Gottes, und Liebe zur Weisheit, wie Wenige, hat. Er arbeitet mit dem freyesten Sinne am Baue des Menschenwohls, und ist ein Freymaurer; hat Licht, und ist ein Illuminat.

Mancher, der die Duldsamkeit übte im höchsten Umfange, ward ein Opfer der Unduldsamkeit nach ihrem höchsten Grimme.

Wer beym Volke wohl gelitten seyn will, macht einen Pharisäer; und wer nach der Gunst der ruchlosen Großen und Reichen strebt, einen Sadduzäer. Der Mann, der zwischen beyden in der Mitte steht, gleichweit vom Aberglauben und Unglauben, von der kleinfügig gesetzlichen Gerechtigkeit der erstern, und der ungerechten Hartherzigkeit der letztern entfernt ist, der auf Vernunftgesetz und Vernunftglauben, auf ächte Religion und Moralität hält — Jesus Christus — wird einstimmig von beyden gekreuzigt.

Ist die Bibel nicht die Zuchtruthe Gottes dem rohen Sünder? Das Mysterienbuch dem Priester? Das verehrte dunkle Heiligthum dem Volke? Der Brodkorb den Millionen Predigern, Schulmeistern und Buchdruckern? Das Andachts = Lektionen-Buch dem Frömmling? Der Zankapfel und Streitkolbe den Theologastern? Der Kappzaum des Pöbels dem Politiker? Der Taumelplatz des Witzes dem Spötter? Das alte Reichsarchiv dem nach Palästina und der Weltherrschaft schmachtenden Juden? Dem Schwärmer ein göttlich Privilegium

zu

zu schwärmen? Dem sich selbst heuchelden Heuchler ein Schlafküssen unters Haupt? Den Philosophen verschiedner Art bald das Deklinirbuch der Menschenkindheit, bald das unerklärliche unauflösliche Räthsel, bald die besondere Theodicee und Anthropologie? Dem gemeinen Menschen von vielen Klassen das liebste Erzählungsbuch? Eine poetische Fundgrube dem frommen Dichter? Eine Archichronik dem Historiker? Der leidenden Menschheit ein Noth- und Hülfsbüchlein mit guten Räthen und schönen Exempeln? Manchen rechtschaffnen Männern eine tägliche Stärkung in religiöser Tugend? Vielen Tausenden ihr Erstes und Letztes auf der Zunge? Wenigen Tausenden ihr Erstes und Letztes im Herzen?

Wenn man auch zugiebt, daß alle heutigen Religionen Gebräuche haben, durch deren Abschaffung sie gewinnen würden, so hört doch auch ein ungeläutertes Gold nicht auf, Gold zu seyn. Die Religion, wie das Gold, auch mit dem Zusatze von Schlacken bleibt schätzbar. Aber man sollte sie von den Schlacken reinigen? Allerdings, wenn es nur geschehen kann, daß nicht Gefahr ist, das Gold mit den Schlacken wegzunehmen. Beym Verständigen und Kenner geht das wohl an. Aber das Volk schätzt oft die Zusätze mehr, als

die

die Hauptsache, achtet das Gemäld nicht so viel, als die Einfassung. Nehmt ihm diese, so wird es auch jenes hingeben; es kaum einer Aufmerksamkeit, eines betrachtenden Blickes mehr würdigen.

Im Bamba rauben die in Ungnade gefallne Edelleute so lange, bis sie zur Summe gelangen, die hinlänglich ist, sich wieder die Gnade des Fürsten zu erkaufen. Mancher ungerechte Geizhals sieht Gott für einen Fürsten von Bamba an. Im Leben raubt und scharrt er zusammen; im Tode macht er pro remedio animæ eine Stiftung. Er will sich bey Gott in dem Himmel mit dem einkaufen, was er seinen Mitmenschen auf Erde nahm.

Bey uns sagt der abgelebteste Alte: „Gott laß mich noch ein Jahr leben!" — In Labrador: „Sohn, nimm dort das Felsenstück, und wirf mich todt." — Wie viel haben wir der Kultur der Sitten und ihrer ersten Grundstütze, der Religion, zu danken.

Entehre deine Vernunft nicht, weder im Glauben, noch im Handeln, Aberglaube schändet die theoretische, und böser Wandel die praktische Vernunft. — Hier will einer den Aberglauben auch bey andern ausrotten, weil ihm das Ehre macht;

dort einer nähren, weil er ihn wieder nährt. Was jener verbannt, will dieser erhalten, und beyde handeln leidenschaftlich, der Eine aus Ehr = der Andere aus Gewinnsucht.

Unglaube ist schwarze Nacht, Aberglaube eine Zauberlaterne. Bey der ersten sieht man nichts, bey der zweyten falsch; bey jener das nicht, was ist, und bey dieser das, was nicht ist.

Wo viel Gespensterglauben und Furcht ist, da spuckt es am meisten. Aengstlich = und Kleinglaubigkeit erschafft, Muth und Zutrauen auf Gott verscheucht sie. Aberglaube ist oft mit Unglaube vermengt, oder gar darauf gebaut. Mancher glaubt an die Macht des Teufels nur darum zu viel, weil er an Gottes Macht und Liebe zu wenig glaubt.

Freue dich der Natur, aber vergiß nie, auch den Urheber hinzuzudenken. Dieß macht deine Freude immer rein, und neue; heiligt und erhöht sie. Der Ochs freut sich nur des Grases, der Mensch auch dessen, der es wachsen läßt.

Die Religion ist ein Stab, der zwar die lahmen Füße nicht plötzlich zu ganz gesunden umändert, aber sie doch zum Gehen stützt. Die Schwachheit,

heit, die der menschlichen Natur anklebt, wird durch die Religion nicht abgelegt, doch durch eine mächtige Gehülfin unterstützt. Die Menschen werden durch sie nicht plötzlich Engel, aber doch fähig, ihrer Reinheit und Heiligkeit nachzustreben. Werde nie faul und träge zur Anwendung eigner Kraft unter dem Vorwande des Zutrauens auf fremde Hülfe. Die Menschheit fodert von dir alle Aufmerksamkeit und Anstrengung. Sie muß durch dein eignes Handanlegen vor dem Falle, zu dem sie sich neigt, geschützt werden, weil sie im Juden nicht beschnitten, und im Christen nicht abgetauft wird.

Vor Gott hat man nicht immer das gethan, was man that, sondern bald mehr, bald weniger, und immer das, was man ernstlich thun wollte.

V.

Briefe
über die Begriffe von Gesetz, Pflicht, Gut und Böse.

Erster Brief.

Nun weiß ich beynahe nicht, ob ich Ihnen, mein Lieber, für den Rath danken solle, den Sie mir ertheilten. Sie behaupten, ein Geistlicher könne unmöglich sein Amt thun, wenn er sich nicht einerseits aus einem anhaltenden Studium der Sittenlehre, andererseits aus fortgesetzter Beobachtung seines Herzens und der Mitmenschen ein Hauptgeschäft macht. Ich weiß wohl, daß Sie es bey diesem Rathe gut mit mir, und den mir anvertrauten Seelen meynten; ich traue es auch wohl ihrer Einsicht zu, daß die Befolgung desselben noch eine Quelle des Segens für mich und andere werden solle. Aber sehen Sie doch einmal; da sitze ich zwischen beynahe ein halb dutzend praktischer Philosophien und Moraltheologien,

gien, in denen ich den Faden der Ariadne suche, und die mir, statt solchen zu geben, selbst zum Labyrinthe werden, in den ich mich immer tiefer verwickle. Ihre Hand, mein Freund! oder ich schlage alle die Bücher zu, und gebe dem wissenschaftlichen Moralstudium auf immer den Abschied. Es soll das den Herren Autoren, die ich weglege, nicht zur Unehre gereichen, und ich will mich gerne bescheiden, daß es nicht an ihnen, sondern an mir liege, wenn ich gleich überall an der Schwelle mit ihnen nicht weiter bis ins Innere des Heiligthums zu gehen vermag. Meinetwegen sollen sie Licht genug ausströmen, und nur mir solls am Auge fehlen, um es gehörig aufzufassen. Aber Ruhe möchte ich erringen, indem ich zu Ihnen rufe: „Herr, mache mich sehend;" oder ich will bey derjenigen bleiben, die ich genoß, da ich von wissenschaftlicher Kenntniß der Sittenlehre nichts wußte.

Gut, Böse — Recht, Unrecht — Gesetz, Pflicht — das sind mir lauter Felsen am Eingange, über die ich nicht steigen, und die ich nicht wegheben mag. Seyen Sie der gute Engel, der den Stein hebt, und mich in den Ort einführt, wo der Herr und Heiland liegt.

Sagen Sie mir für dießmal nur so viel, wo ich anfangen; weisen Sie mir mit dem Finger nur auf den Stein, den ich zuerst heben soll. Ich glaube zu bemerken, daß obige Begriffe so nahe, wie die Kinder einer Familie, miteinander verwandt sind. Aber einer wird doch wohl der Stammvater der übrigen seyn. Freund, zeige mir den Vater, aber so, daß nicht die Kinder zum Kennzeichen des Vaters, und dann, wenn die Reihe an diese kömmt, wiederum der Vater zum Kennzeichen der Kinder gemacht werde.

Ich möchte wohl, wie sie wissen, von meinen todten Freunden, wie von meinen lebenden, von den Büchern, die vor mir liegen, wie von jenen, die lebendig vor mir stehen, immer gerne all Gutes und Liebes denken. Aber ich kann nun mein Auge nicht Lügen strafen; nicht sagen, daß es anders sieht, als es sieht. Und was sieht es dann, wenn es von einem Buche in das andere schaut, und überall nach der Entwickelung der Begriffe von Gut und Böse, von Gesetz und Pflicht forscht? Was sieht es? — Einmal, es mag am Lichte oder am Auge fehlen, es sieht Verwirrung. Gut ist, was nach dem Gesetze, böse, was gegen das Gesetz ist. — Und Gesetz ist eine Regel, die verpflichtet. — Und Pflicht ist die Nöthigung

durch

durch eine höhere, moralische, rechtmäßige Gewalt. — Und eine moralische rechtmäßige Gewalt ist wohl jene, die moralisch recht, gut und nicht böse handelt. Da bin ich ja am Ende, wo ich anfangs stand. Die Begriffe des moralisch Guten und Bösen werden durch Erörterung dessen, was ein Gesetz sey, entwickelt, und das Gesetz wird durch die Begriffe des Guten und Bösen, nach denen die höhere Gewalt verpflichten soll, erklärt.

Ich weiß nicht, ob ich meine Verwirrung, in der ich mich befinde, für Sie faßlich genug, oder selbst wieder verworren dargelegt habe. Sagen Sie mirs, und helfen Sie mir, so gut Sie können. Ich bin sonst kein Kranker, der die Hand des Arztes von sich stößt; noch viel weniger, wenn es die heilende Hand eines so lieben Freundes ist. Also bald ein heilsames Recipe für ihren, in Krank- und Gesundheit, im Leben und Tode dankbarst- und treuesten Freund.

Antwort.

Wie freut es mich, daß Sie nicht weiter schreiten, bevor Sie nicht gebahnten Weg vor sich sehen, und daß Sie den Stein nicht überspringen, sondern heben wollen. Mit Geduld und

Beharrlichkeit läßt sich das wohl ausrichten, und es gilt hier die Regel: „Wer eilt, kömmt nicht ans Ziel, sondern wer sachte und bedachtsam geht."

Einem Auge, das, wie das ihrige, hier einen Labyrinth erblickt, wo andere lauter gerade Wege sehen, fehlt es gewiß nicht an nöthiger Schärfe, und es könnte sich wohl allenfalls selbst Licht machen, wenn ihm andere zu wenig darbiethen. Der Verstand, der Sie eine von so vielen unbemerkte Schwierigkeit bemerken läßt, hat eben darum auch Fähigkeit, sie zu überwinden. Glauben Sie nur nicht, daß ein Löwe am Wege sey; lassen Sie sich nicht zurückschrecken, und fassen Sie mehr Zutrauen auf eigne Kraft. Diese könnte auch ohne meine Beyhülfe ans Ziel gelangen.

Indessen will ich gerne aus meinem kleinen Vorrathe herausholen, was darin liegt, und Ihnen, wenn Sie es dienlich finden, zu ihrem Gebrauche darbiethen.

Ihr gegenwärtiges Schicksal war ehehin auch das meinige. Auch ich suchte meine endliche Beruhigung über den Grund unsrer Pflichten in diesem Leben in manchen Büchern, in denen ich aber nicht fand, was ich suchte. Ich sah wohl ein,

daß

daß man vergebens zu bauen strebe, so lange es am festen Fundamente fehlt, und daß es an diesem fehlen müße, so lange man sich die ersten Grundbegriffe von dem, was gut und böse, was Pflicht und Gesetz sey, nicht bis zur hinlänglichen Deutlichkeit und beruhigender Ueberzeugung entwickelt hat. Ich forschte durch eignes Nachdenken zuerst nach dem, was gut oder böse sey; rathe Ihnen aber nunmehr, vor allem sich das zu erklären, was Gesetz und Pflicht sey. Die Sittenlehre hat ja zu ihrem Inhalte nichts anders, als die Gesetze, nach denen man handeln soll. Ist es also nicht nöthig, vor allem zu wissen, was ein sittliches Gesetz sey? Aus diesem werden sich die Begriffe, des Guten und Bösen, d. h. desjenigen, was nach oder gegen die Gesetze gethan ist, von selbst entwickeln.

Nur muß ich Sie bitten, bey dieser Untersuchung keine der bisherigen Erklärungen des Gesetzes, und nicht das kleinste von denselben angegebne Merkmaal ehe anzunehmen, als Sie nicht durchaus von der Aechtheit desselben ganz zuverläßig überzeugt sind.

Ich könnte hier meinen Brief schließen, und nur alles ihrem weitern Nachdenken getrost über-

 lassen.

lassen. Doch dünkt mich, daß es nicht undienlich seyn könne, wenn ich den Faden ihrer Untersuchung über den Begriff eines Moralgesetzes irgendwo auf eine Weise befestige, die ihrem Urtheile nicht vorgreifen wird, und doch ihre Nachforschung erleichtern, oder abkürzen kann.

In dem Begriffe eines Moralgesetzes liegt gewiß auch jener einer Verbindlichkeit. Ein Moralgesetz, das nicht verbindet, verpflichtet, ist kein Gesetz. Aber was ist Pflicht, was ist Verbindlichkeit? Man kann wohl sagen: „Sie drückt eine Nöthigung aus, aus Achtung für das Gesetz — nach dem Gesetze zu wollen und handeln — eine solche Nöthigung nach dieser Achtung zu thun, daß wir uns strafwürdig erkenneu, wenn wir nicht darnach thun. Aber hiemit, werden Sie sagen, sind wir noch immer weit zurück. Die Frage ist: Worin besteht, woraus entspringt diese Nöthigung?“ Richtig! Allein eben auf diese Frage sollen Sie die Antwort selbst finden. Sey es, daß Sie manche unzulängliche versuchen. Die zulängliche wird sich, wie ich hoffe, am Ende mit einer Ueberzeugung einstellen, die um so fester ist, je weiter und tiefer man darnach forschte. Ziehen Sie ihre philosophisch- und theologischen Moralbücher nur auch hierüber zu Rathe. Werden Sie

dabey

dabey nicht zufrieden gestellt, nun so denken Sie nach, warum denn eigentlich nicht? — Gewiß wird Sie das auf einen Weg führen, auf dem Ihnen in ihrem Labyrinthe Licht entgegen schimmert. Kann ich beytragen, daß es Ihnen allmählig immer heller leuchte, so werde ichs mit eben der Freudigkeit thun, mit der ich bin ꝛc.

Zweyter Brief.

Ein wenig mehr Fingerzeig hätte ich freylich gewünscht, als Sie mir gaben. Nun danke ich Ihnen aber gleichwohl für das, was Sie mittheilten, und mein Zutrauen auf Ihre väterliche Freundschaft steht mir sogar Bürge, daß Sie nicht minder gütig in dem handeln, was Sie mir vorenthalten, als in dem, was Sie mir darbiethen. Wer nicht benützt, dachte ich, was man ihm giebt, verliert auch das noch, was er hat. — Und so gieng ich an mein Pensum, und fragte mich, und alle meine Bücher, was ist Verbindlichkeit, was Pflicht? Wie kömmt sie in das Moralgesetz hinein? Wie quillt sie daraus hervor? Wodurch wird das, was für mich eine Regel, eine Vorschrift seyn kann, ein verbindendes Gesetz?

Ich bin bey meiner Nachforschung noch nicht so weit gekommen, daß ich wüßte, was Verbindlichkeit

lichkeit sey, aber doch so weit, daß ich zum Theile einzusehen glaube, was sie nicht sey. Hier haben Sie den Hauptinhalt meiner Gedanken.

„Woher entsteht eine Verbindlichkeit, woher eine solche Nöthigung, etwas zu wollen und zu thun, daß ich mich als strafwürdig erkenne, wenn ich es nicht will, und nicht thue? Die gewöhnliche Antwort ist: Daher, weil mit der verbothenen Handlung, oder mit der Unterlassung der gebothenen eine unangenehme Folge, als ein hinlänglich dagegen streitend = und dringender Beweggrund, im Gegentheile aber mit der Vollbringung der gebothenen, mit Unterlassung der verbothenen Handlung eine angenehme Folge ist.“

„Ist diese Folge eine natürliche Folge der Handlung, die sich nach den physischen Gesetzen der Natur nothwendig ergiebt: so nennt man dieß eine **natürliche innere** Verbindlichkeit, und das Gesetz ein **Naturgesetz**, wie z. B. die Wirkung eines zwar angenehmsüßen, aber giftigen Getränkes wäre. — Ist die Folge aber einzig von einem Machthabenden zur Folge der Handlung gemacht; so nennt man dieß **äußere, positive** Verbindlichkeit, und das Gesetz ein **positives Gesetz**. So setzt der Regent auf Diebstahl, Raub und Mord Leibs = und Todesstrafen.“

„So

„So sagt man. Allein, wie kann die Verbindlichkeit oder Verpflichtung auf den mit einer Handlung oder Unterlassung vereinbarten unangenehmen Folgen beruhen? Giebt es nicht manche offenbar böse Handlung, die doch in diesem Leben keine unangenehme Folge hat? Oder darf man ein zur Verwahrung hinterlegtes Geld zurückbehalten, weil der Eigenthümer verstorben ist, und sonst niemand davon weiß? Darf man dem Herrn, der aus Bequemlichkeit, Fahrläßigkeit, oder aus Zutrauen uns seine Kasse übergiebt, nichts vor uns versperrt hält, keine Rechnung über das Anvertraute haben oder durchsehen will, darum von Zeit zu Zeit kleinere Summen entwenden, weil ers nicht bemerkt? — Wenn die sonst durch positive Gesetze verbothenen Handlungen so heimlich unternommen werden, daß sie zur Kenntniß des Richters nicht kommen, oder von ihm nicht erprobt werden mögen. — Wenn etwa der Richter selbst dabey um des Antheiles wegen, den er davon hofft, mit mir einverstanden, oder auch sonst, weil er mein sogenannter guter Freund ist, von mir oder den Meinigen noch zu hoffen, oder zu fürchten hat, nicht strafen will: hört dann die verbothene Handlung auf, für mich verbothen zu seyn, weil ich der unangenehmen Folge derselben auszuweichen verstehe? Sind etwa gar alle unzüchtigen,

rach-

rachsüchtigen, ungerecht- und lieblosen Gesinnungen erlaubt, wenn sie nur nicht zu einer vor Gericht erweisbaren That werden; weil hierüber keine Gerichtsstelle erkennt, und erkennen mag?"

Zwar erwiedert man gewöhnlich: Gott sieht auch das Herz, Gott sieht auch die geheimste böse That, und bestraft sie. — **Und bestraft sie?** Woher weiß ich dieß? Weil derley Gesinnung und Handlungen gegen meine Pflicht laufen? Ich schließe also von der Pflicht auf die Folge, und erkenne jene früher als diese. So muß also die Verbindlichkeit nicht in der mit der pflichtwidrigen Handlung verbundenen Folge bestehen, sonst müßte ich zuerst diese erkennen, um sagen zu können, jene ist verbothen. Die unangenehmen Folgen, die Gott mit irgend einer Gesinnung oder Handlung dieses Lebens in dem künftigen verbindet, sind für mich ein Geheimniß, das ich gar nicht kenne, wenn mir nicht zum voraus die Pflicht- und Gesetzwidrigkeit derselben Gesinnung oder Handlung bekannt ist. Woher ist sie mir aber bekannt, wenn sie aus den unangenehmen Folgen der Zukunft unerkennbar ist? Es bleiben, so lange man die Verbindlichkeit nur auf derley Folgen beruhen läßt, nur die Folgen dieses Lebens übrig."

„Da

„Da zeigt sich aber nebst dem, was davon schon gesagt worden, daß eben diejenigen Handlungen, die gar keine angenehmen, sondern die allerwidrigsten Folgen haben, oft gerade die allerbesten sind. Müßte nach jenem Begriffe von Verbindlichkeit das Bestreben, einen Freund aus den Händen der Räuber, seinen Obersten vom Tode zu retten; müßte die standhafte Gesinnung, nie in ein falsches Zeugniß, in eine ungerechte Theilnahme an einer Ungerechtigkeit eines Mächtigen, auch bey obschwebender offenbarer Lebensgefahr einzustimmen — müßten dieß nicht lauter verbothene, pflichtwidrige Handlungen seyn, wenn zuerwartende unangenehme Folgen die Verbindlichkeit ausmachten? — Allein gerade umgekehrt sind sie die besten, achtungswürdigsten Handlungen."

Wenn ich irgend eine Handlung darum unternehme, weil mich Pflicht und Verbindlichkeit dazu auffodert; so ist meine Handlung gut und achtungswerth. Dagegen wenn ich bloß aus Furcht der Strafe, der unangenehmen Folge, und des angedrohten Nachtheiles handle, so giebt meiner Handlung niemand einen Werth, niemand eine Achtung, man sieht sie für das Sklavenwerk des niedrigen Eigennutzes an. Ists hier nicht jedem

gesunden Auge sichtbar, daß die Verbindlichkeit nicht in der mit der Handlung verbundenen Folge bestehen könne?

„Auch wäre ja eine solche Verbindlichkeit keine absolute, allgemeine, gleiche, sie wäre für manchen gar keine Verbindlichkeit. Wer die Folge weniger verabscheut, ist weniger verbunden: wer sich gar entschließt, sie zu übernehmen, ist gar nicht verbunden. — Abgehärtete Bösewichter scheuen kein Zuchthaus, keine Leibesstrafe, keine Folter, sind selbst schon im Falle, daß sie nicht mehr entkommen, auf den Tod gefaßt. — So könnte auch der Wohllüstling seine Lustgefühle höher anschlagen, als die Leiden, die daraus entstehen — und thut es wohl oft wirklich, indem er sich, wie jemand sagt, für das Vorrecht — zu genießen, was er mag — entschließt zu leiden, was er kann."

„Kurz, man ist nicht gleich ein Verbrecher, wenn man sich, auch mit Voraussicht, unangenehme Folgen zuzieht; man ist es aber allezeit, so oft man gegen seine Verbindlichkeit handelt. Verbindlichkeit und unangenehme Folgen sind also wohl zwey ganz verschiedene Dinge."

Dieß

Dieß ist alles, was sich aus meinem bisherigen Nachdenken ergab. Weiter konnte ich nicht vorrücken, weiter keinen Schritt Landes gewinnen. Meine Haustruppen sind zu schwach; also abermals Hülfsvölker, lieber Freund!

Zwar drang sich am Ende meiner Nachforschung ganz natürlich die Frage auf: „Wo liegt denn also die Verbindlichkeit, wenn sie in der unangenehmen mit der Handlung verbundenen Folge nicht zu finden ist? Ich versuchte auch wohl kleine Streifzüge in das Gebieth der **Vollkommenheit**, der Sympathie und fremden **Glückseligkeit**. Allein es stieg so ein Nebel vor meinen Augen auf, daß ich lieber Halt machen, und mich um meinen Führer umsehen, als der Gefahr, auf Irrwegen umherzuschweifen, preis geben wollte. Nur abermals so viel Licht, daß ich eine Tagreise weiter und tiefer ins Land, an dessen Gränze ich stehe, eindringen möge. Dieß Licht soll die Flamme der Freundschaft mehren, mit der ich bin 2c.

Antwort.

Da, wo Sie stehen, ist gebahnter Weg, weiter zu schreiten. Doch ists gut, wenn man eine so ansehnliche Strecke des Weges, als Sie tha-

ten, hinterlegt hat, in etwas auszuruhen, um seine Kräfte zur neuen Reise zu sammeln. Lassen Sie uns nach Art der Wanderer handeln, die, wenn sie einen steilen Berg erstiegen haben, sich gerne umwenden, und den zurückgelegten Weg überschauen. Vielleicht wird uns diese Zurücksicht nicht nur zur Lust, sondern auch zum Nutzen gereichen; uns nicht nur Freude über die hinterlegte Reise gewähren, sondern auch eine neue Aussicht auf jene, die noch zu machen ist, öffnen.

Sie haben wirklich große Ursache, sich der bisher errungenen Ueberzeugung zu freuen. Sie steht auf festen Gründen, diese Ueberzeugung, denen ich eben keine, die wichtiger und einleuchtender wäre, beyzufügen wüßte. Nur eine einzige Bemerkung will ich hinzuthun.

Wenn die Verbindlichkeit in der unangenehmen Folge zu suchen wäre, die der göttliche oder menschliche Gesetzgeber mit der Handlung verbindet, so würde eigentlich die Strafe die Verbindlichkeit ausmachen. Da wäre nun eine sehr kurze und sichere Art, alle Sünde aufzuheben. Man dürfte nur alle Strafe aufheben; da hätte weiter keine Pflicht, und keine Uebertretung derselben Platz. Auch würde, „um eines Verbrechens wegen

gen gestraft werden," nichts anders heißen, als mit Strafe belegt werden, weil man auf eben dieselbe Strafe, das ist, auf Pflicht und Verbindlichkeit nicht achten wollte. Nun scheint es aber, daß man zur Verhütung gewisser Handlungen gar nicht das rechte Mittel ergreift, wenn man eben diejenige Strafe darüber verhängt, über die sich der Verbrecher bereits hinweggesetzt hat. Der Gesetzgeber würde sagen: Ich habe die Streiche gedroht, und weil du sie nicht hinlänglich gefürchtet hast, so will ich sie dir nun geben. Alle Sünde würde einzig im Mangel an Sklavenfurcht vor der Strafe bestehen. Denn Mangel an Sklavenfurcht vor der Strafe wäre ja eben Mangel an hinlänglicher Achtung für die Verbindlichkeit, die einzig auf der Strafe beruht, und einzig durch Furcht vor derselben die Unterlassung des Verbothenen bewirken soll. Die Strafe nicht genugsam fürchten, oder die **Verbindlichkeit** nicht hinlänglich achten, wäre nach diesem Begriffe von Verbindlichkeit gleich viel. — Wollte man aber lieber die angenehmen Folgen der guten, als die unangenehmen der bösen Handlungen zu Hülfe rufen, um zu jenen und wider diese verbindlich zu machen, so würde statt sklavischer Straffurcht sklavische Lohnsucht eintreten, und als die Quelle anzupreisen seyn, aus der alle Tugend die ver-

diente Achtung, jeder Tugendhafte seinen hohen Werth und seine Menschenwürde schöpfen müßte. Wie kann aber aus einer so trüben Quelle Krystallwasser; oder wie aus einem so krummen Holze etwas gerades kommen?

Man kann also so allgemein als zuversichtlich behaupten: „Alles, was durch zubewirkende und zuerwartende Lust oder Unlust wie immer zu irgend einer Handlung einladen oder davon zurückhalten mag, kann jene Verbindlichkeit nicht hervorbringen, die wir mit dem Begriffe des Moralgesetzes nothwendig mitdenken. Aber wo sollen wir sie nun suchen, wenn sie hier nicht zu finden ist? Manchmal sucht man, was man doch schon in der Tasche trägt, oder in der Hand hält. Je weiter man nun umher läuft, desto weiter verirrt man sich. Sind wir nicht etwa im nämlichen Falle? Wenigstens wirds am Besten gethan seyn, bevor wir bey allen Nachbaren, bey allen Büchern um das, was wir zu finden wünschen, Nachfrage halten, erst unser eigen Haus, und die abgelegenen Winkel desselben zu durchsuchen. Ohne weiteres Gleichniß, wir wollen nur gleich bey dem Begriffe stehen bleiben, durch den wir uns ein Moralgesetz denken. Verbindlichkeit wird in jedem Moralgesetze mitgedacht, muß in jedem

Moral-

Moralgesetze liegen. Aber wo? Wir wollen den Begriff von einem Moralgesetze in seine Theile, oder Elemente auflösen, und sehen, ob nicht das, was wir verlangen, irgendwo zum Vorschein komme.

In jedem Moralgesetz wird etwas zu thun oder zu meiden, zu wollen oder nicht zu wollen gebothen. Es kann also darin wohl nichts weiters vorkommen, als das, was gebothen wird, dann die Art und Weise, wie es gebothen wird, und endlich das Gebiethen selbst. Von diesem, von dem Gebiethen selbst kann hier die Rede nicht seyn, da wir eben darnach fragen, wie man uns etwas verbindlich gebiethen könne. Aber könnte die Verbindlichkeit nicht etwa in dem liegen, was uns gebothen wird? Diese Frage haben Sie in ihrem letzten Briefe schon abgeurtheilt. Das, was wir nach dem Gesetze wollen oder nicht wollen, thun oder nicht thun sollen, ist ein Gegenstand, der eine Bestimmung, eine Nöthigung unsers Willens, oder eine Verbindlichkeit durch nichts anders enthalten kann, als durch die Lust oder Unlust. Durch alles übrige ist er ein Gegenstand unserer Kenntniß — nur durch Lust oder Unlust, die er bey sich führet oder zur Folge hat, ein Bestimmungsgrund unsers Begehrungsvermö-

gens. Allein Lust oder Unlust, an- oder unangenehme Folge einer Handlung unsers Willens kann die Verbindlichkeit im Moralgesetze nicht gründen. Davon sind wir bereits einstimmig überzeugt, und diese Ueberzeugung läßt uns also dieselbe nicht weiter in dem suchen, was durch irgend ein Moralgesetz gebothen wird.

Nun bleibt uns aber in einem solchen Gesetze nebst dem Gegenstande, und der **Materie**, wornach es unsern Willen und unsre Kräfte aufbiethet, nichts weiters übrig, als die **Form** und **Weise**, wie es solches thut. Hierauf bitte ich Sie, ihr Augenmerk zu richten. Denn sollte es uns auch hier mislingen, die gesuchte Verbindlichkeit zu finden, wo sollte sie im Moralgesetze liegen, da es darin nebst der Materie und dem Gegenstande seines Imperativs nur noch die Form und Weise desselben giebt? Es zeigt sich aber sogleich bey jedem Versuche, sich irgend ein solches Gesetz zu denken, daß man es nicht anders, als allgemein und gültig für jedes vernünftige Wesen denken könne. Das Gesetz, „du sollst nicht lügen," kann unmöglich so genommen werden, als wäre die Lüge nur für mich oder meinen Nachbar, und nicht vielmehr für jeden Menschen, ja für jedes vernünftige Wesen unzuläßig. Auf die

Frage

Frage also: **Wie** gebiethet ein Moralgesetz? Ist die richtige Antwort: „Allgemein." — Dieß ist seine Form, und da alle Moralgesetze doch etwas gemein haben müßen, durch welches jedes, eines wie das andere, ein Moralgesetz heißt, so zeigt sich von selbst, daß sie gerade in dieser Form alle übereinkommen, so verschieden sie auch sonst in Rücksicht ihres Gegenstandes, oder ihrer Materie sind.

Hier will ich Ihnen nun abermals in ihrer Untersuchung nicht weiter vorgreifen, sondern nur, sich selbst etwa folgende Fragen aufzulösen, bitten:

1. Liegt nicht in der Allgemeinheit des Moralgesetzes, in dieser seiner Form auch seine Verbindlichkeit?

2. Giebt diese allgemeine Form aller Gesetze, diese allen gemeinschaftliche Verbindlichkeit nicht eben darum das oberste Moralgesetz an Handen?

3. Sagt dieß oberste Morelgesetz **unmittelbar, was,** und nicht vielmehr, **wie** man wollen und thun soll, um moralisch gut zu handeln? Wird das **Was,** der **Gegenstand,** die **Materie** nicht erst durch das **Wie** und die **Form** des Gesetzes, und also erst **mittelbar** durch das oberste

Gesetz bestimmt? Warum mislingen so oft die Versuche, die Fragen, was gut und recht — was böse und unrecht sey, zu beantworten?

Ich bin zusehr überzeugt, daß man sich über einen so tief liegenden Begriff, als jener der Verbindlichkeit und des obersten Moralgesetzes ist, nicht wohl einander verstehen kann, wenn nicht beyde Theile sich zu eignem Nachdenken unverdrossen anstrengen. Diese Arbeit wollen wir um so lieber auf uns nehmen, je köstlicher, heilsamer und stärkender die Frucht ist, die wir davon ärnten.

Dritter Brief.

Wo führen Sie mich hin? Oder vielmehr, wo zeigen Sie mir, daß ich hingerathen sey? Hätte ichs doch wahrlich nicht gedacht, als ich die ersten Resultate meines Nachdenkens im letzten Briefe niederschrieb, daß ich mir durch wenige Federstriche ein ganzes und so großes Land, als das Land der Sinnlichkeit und der Erscheinungen ist, für das Geschäft, darin die Verbindlichkeit des Moralgesetzes aufzufinden, abschneiden sollte. Und doch, wie ich nun wohl einsehe, es ist hin dieses Land, und ich strebe da vergeblich zu finden, was ich suche. Der Gegenstand des Moralgesetzes,

gesetzes, die sichtbar sinnliche Handlung, die sinnliche Folge desselben kann wohl auf mein Empfindungsvermögen wirken, aber keine Verbindlichkeit hervorbringen. Diese hat nichts Zufälliges, wie die Eindrücke der Empfindung haben, die bey verschiedenen Menschen so verschieden, und bey eben demselben nach Veränderung von Lage und Umständen so veränderlich sind. Z. B. Bey dem Gesetze, nicht zu lügen, durch kein falsches Versprechen zu hintergehen, kann ich nicht sagen: „So „wie ichs, so wie ich es jetzt wahrnehme, so wie „man es bis jetzt wahrgenommen hat; ist es „unerlaubt, andere durch Lügen und unredliche „Versprechen zu hintergehen. Vielleicht mag es „von mir oder andern einmal anders wahrgenom„men werden, und das erlaubt erscheinen, was „bisher unerlaubt erschien." — Nein; ich erkenne es nothwendig, nicht zufällig; allgemein, nicht mit Einschränkung und Ausnahme verbindlich. Eben darum kann aber die Verbindlichkeit nicht aus der Erfahrung der Sinnewelt, nicht aus der Materie und dem sinnlichen Gegenstande des Gesetzes, nicht aus der Handlung und ihren sinnlichen Eindrücken und Wirkungen hergenommen werden.

Wenn sie nun aber nirgends in der Sinnewelt und außer mir liegt, so muß sie wohl inner

mir, und in meiner Vernunft liegen; wenn sie in der Materie des Gesetzes nicht zu finden ist, so muß sie in der Form desselben, so wie solche von der Vernunft herrührt, anzutreffen seyn. Und diese Form ist Nothwendigkeit, Allgemeinheit. Jedes Moralgesetz verbindet nicht zufällig, sondern nothwendig; nicht diesen oder jenen, sondern jedes vernünftige Wesen, mit einer Allgemeinheit, die jede Ausnahme verwirft, jede Einschränkung ausschließt — sonst wäre es kein Gesetz, widerspräche dem Begriff des Gesetzes. — Wenn ich nach der Verbindlichkeit und ihrer Quelle frage, so muß ich nicht fragen: „Was kündiget mir das Gesetz zu thun oder zu meiden an, sondern wie, unter welcher Form kündiget es dasselbe an?“ Hier in dieser Form allein, in dieser Allgemeinheit und Nothwendigkeit, mit der es gebiethet oder verbiethet, kann die Quelle der Verbindlichkeit liegen.

Sehen Sie hier abermals meine Gedanken, wozu mir die Ihrigen den Faden reichten! Habe ich hiemit Ihre Meynung getroffen? Bin ich in den Sinn und Geist Ihrer Worte eingedrungen? Schmeichle ich mir selbst zuviel, wenn ich mir dieses zutraue? Und doch wage ich es in der Voraussetzung, daß ich Ihre Winke nicht unrichtig

gedeutet habe, auf die Fragen zu antworten, die Sie mir vorlegten. Ich glaube, diese Beantwortung liege in folgenden Sätzen, und sie müße eben so richtig und vollständig seyn, als die Sätze, meiner Einsicht nach, selbst richtig und wahr sind. Ich habe mich bemühet, sie zur Beförderung und Erleichterung meiner eignen Ueberzeugung so ordentlich und faßlich, als es mir möglich war, aufzusetzen. Lesen Sie nun, und dann sagen Sie mir, ob das Gebäude nirgends ohne Grundfeste, die Zusammenreihung nirgends ohne Lücke sey.

„Jedes Moralgesetz ist eine Regel, oder Vorschrift, die etwas so gebiethet, daß es Verbindlichkeit auferlegt, es zu wollen, und zu thun."

„Diese Verbindlichkeit liegt nicht in dem, was es gebiethet; das ist, die gebothene Handlung, deren an- oder unangenehme Wirkung kann nie den Grund der Verbindlichkeit in sich enthalten. Darüber sind wir in den vorigen Briefen einig geworden."

„Sie, diese Verbindlichkeit, muß also in dem liegen, wie es gebiethet."

„Jedes Moralgesetz gebiethet nun so, daß sein Geboth nicht zufällig und eingeschränkt, nur

etwa

etwa für mich, oder für diesen und jenen, sondern so, daß es nothwendig und allgemein für jedes vernünftige Wesen gelte. — Und dadurch wird die praktische Regel oder Vorschrift eigentlich zum praktischen Gesetze. Denn schon der Begriff eines praktischen Gesetzes sagt Nothwendigkeit und Allgemeinheit aus, nach der etwas geschehen soll."

„Wenn nun die Verbindlichkeit in dem **Wie**, in der **Form** des Moralgesetzes liegt, weil sie in dem **Was**, in der Materie desselben, in der Handlung und ihrer Wirkung nicht liegen kann — so muß sie in dieser eben gedachten nothwendigen Allgemeingültigkeit gegründet seyn."

„Wirklich zeigt sich auch, daß der Mensch eine nothwendige Achtung gegen diese Allgemeingültigkeit habe. Sobald er sich bey dem Grundsatze, nach dem er handelt, selbst sagen muß, daß er nicht allgemein vor jeder Vernunft im Himmel und auf Erde gelte, so erkennt er sich als verachtungs- und strafwürdig. Kann er sich aber endlich versichern, die Maxime, oder der Grundsatz, nach dem er sich zur Handlung entschließt, sey schicklich ein allgemein geltendes, praktisches Gesetz zu seyn, als ein solches von jedem vernünftigen

gen Wesen angesehen, und gewollt zu werden; so hat er Ruhe und Zufriedenheit mit sich, und das Zeugniß eines guten Gewissens."

„Die nothwendige Achtung gegen die Allgemeingültigkeit, gegen die allgemeine Gesetzmäßigkeit ist für ihn eine Nöthigung, nach derselben zu handeln, das heißt, ist für ihn Verbindlichkeit, Pflicht — sie nöthiget, verbindet, verpflichtet ihn."

„Wie die nothwendige Allgemeingültigkeit die Form aller Moralgesetze ist, so ist sie auch der Grund und die Quelle aller Verbindlichkeit, die einzig auf dieser Form beruht, und da sie, wie gesagt worden, von keiner Materie der Handlung und ihrer Wirkung mag hergeholt werden, einzig darauf beruhen kann."

„Jede Handlnng, wenn sie sittlich gut seyn soll, muß der sittlichen Verbindlichkeit gemäß seyn; jeder Handelnde, wenn er als solcher sittlich gut heißen will, hat auf sittliche Pflicht und Verbindlichkeit Rücksicht zu nehmen; das heißt: Man handle allemal so, daß der Grundsatz, nach dem man handelt, allgemeine Gültigkeit habe; daß man wollen könne, daß er ein allgemeines Gesetz sey."

Ist nicht hier das oberste Moralgesetz ausgedrückt? Ist es nicht aus der allen Gesetzen gemeinschaftlichen Form, aus der allen gemeinschaftlichen Verbindlichkeit entwickelt? Zwar bestimmt dieses oberste Gesetz nicht **unmittelbar**, **was** du thun, sondern **wie** du handeln sollst; nicht unmittelbar die Handlung selbst, sondern die Handlungsweise. Ist aber nur einmal diese bestimmt, so erhält eben dadurch **mittelbar** die Handlung und die Materie unsers Wollens auch ihre Bestimmung. Es darf nämlich nur das gethan werden, was nach dieser **Weise** gethan werden mag; was die **Form** des Gesetzes anzunehmen schicklich ist, was als allgemein gesetzmäßig angesehen und gewollt werden kann. Dieß kann eben so wenig befremden, als der Grundsatz, den man so oft einzuprägen, und auch wohl zu einem allgemeinen Gesetze zu erheben pflegte, indem uns alte und neue Philosophen zuriefen: Handle **vernünftig**: — Hier wird ja ebenfalls nicht unmittelbar die Handlung, sondern die Handlungsweise angegeben, und das **Handle vernünftig** ist nicht die Antwort auf die Frage, **was**, sondern, **wie** ich wollen und thun soll. Gehen wir aber nur noch einige Schritte vorwärts, und fragen wir weiter: Was heißt **vernünftig** handeln? Wie heißt das **Vernunftgesetz**, nach dem wir unsern

Willen

Willen zu bestimmen haben? — so werden wir wohl dahin kommen, wohin uns die Entwicklung des Begriffes der Verbindlichkeit führte; nämlich zu dem obersten Moralgesetze, durch welches oben die allen Moralgesetzen gemeinschaftliche Verbindlichkeit ausgedrückt worden.

Aus diesem allen glaube ich nun auch einzusehen, warum die Frage, was gut und was böse sey, so oft eine unzulängliche Antwort erhielt, und die Versuche, sie hinlänglich zu beantworten, mislangen. Man hatte nämlich bey dieser Frage, was gut oder böse sey, und bey dem Wörtlein **Was**, schon die Materie des Wollens, die Handlung und ihre Wirkung im Sinne. Da war es aber eine vergeblich abmattende Arbeit, ins Klare zu kommen, weil sittliche Güte oder Bösheit eben so wenig in der Materie des Moralgesetzes, als sittliche Verbindlichkeit lag, und beyde nur in der allgemeinen Form desselben, in der Allgemeingültigkeit und Gesetzmäßigkeit zu suchen sind. Man trennte bey der Frage: „Was ist gut?" stillschweigend die Handlung von dem Handelnden, und wollte über die sittliche Güte von jener Auskunft haben, ohne dabey einigen Bedacht auf diesen zu nehmen. Wie war es aber da möglich, sittliche Güte außer dem Handelnden aufzufinden,

da sie einzig in der Rücksicht liegt, die derselbe auf die Form der allgemeinen Gesetzmäßigkeit nimmt? Wie konnte man in der abgesonderten Handlung die Moralität antreffen, die nur in der Handlungsweise liegt?

Von einer Handlung, so weit sie für sich abgesondert von dem Prinzip, von dem Grunde, von der Quelle, aus der sie bey dem Handelnden fließt, betrachtet wird, kann man wohl fragen, ob sie an sich legal, dem Gesetz und der Pflicht gemäß sey. Und die Antwort hierauf ist: Sie ist es, wenn man sie als allgemein gesetzmäßig ansehen und wollen kann. Ob sie als solche und aus diesem Grunde, oder irgend aus einer andern Triebfeder der Neigung wirklich gewollt und gethan werde, ist hiemit noch gar nicht bestimmt. Sobald man aber fragt, ob sie sittlich gut sey, ob sie nicht blos Legalität, sondern auch Moralität habe, kann man dieß letztere nicht mehr unbestimmt lassen, die Handlung nicht mehr blos für sich, und abgesondert von dem Prinzip, aus dem sie hervorkömmt, ansehen; weil Sittlichkeit und Moralität sich einzig auf die Quelle gründen, aus der die Handlung im Handelnden entspringt. Die sonst so gewöhnliche Frage also: Giebt es Handlungen, die an sich gut sind, die eine innere Fundamentalgüte

talgüte haben, kann nur in dem Sinne genommen werden: „Giebt es Handlungen, die an sich legal und so geeignet sind, daß sie die Form allgemeiner Gesetzmäßigkeit annehmen mögen?“ Dagegen hat aber eine andere Frage: — „Giebt es Handlungen, die an sich selbst **sittlich gut** sind?“ — gar keinen Sinn, weil Sittlichkeit oder Moralität nicht in den Handlungen, sondern allein in dem Handelnden, nicht in der Materie, sondern in der Form des Wollens, nicht in dem, was man will und thut, sondern in der Weise es zu wollen, und in der Quelle, aus dem das Wollen und Thun entspringt, aufzusuchen ist.

Ich merke wohl, daß ich wiederhole, und zu weitläufig werde; aber nur für Sie, nicht für mich. Was für Sie, und jeden Kenner überflüßiges Umherschweifen auf dem Wege, und öftere Zurückkehr auf die nämliche Stelle ist, das ist für mich ein Mittel, die Straße, auf der ich wandle, mir nur um so bekannter, und ihre Aufgabe sowohl als meine Auflösung mir um so deutlich- und faßlicher zu machen. Wenn sie nur auch eben so richtig und gegründet ist — darüber erwarte ich Ihr Urtheil mit einer Sehnsucht, die eben so groß, als meine dankbare und freundschaftliche Gesinnung ist, mit der ich bin ꝛc.

Antwort.

Nur mehr solche weitläufige Briefe und Beantwortungen so wichtiger Fragen, und sie werden nicht nur für Sie nicht zu lange, sondern auch für mich noch immer zu kurz seyn. Die Tiefen, die sie durchgründen, und der leichte Gang, den Sie dabey nehmen, muß jedem, der Interesse an der Sittlichkeit, an dem Ersten und Wichtigsten der Menschheit nimmt, Reiz und Muth geben, Ihnen auf ihren Wegen so fertig, wie auf Lustgefilden nachzuwandeln. In diesem Eingange meines Briefes haben Sie das Urtheil, das Sie über den Ihrigen verlangten, nun schon gelesen.

Nach der deutlichen Entwicklung, die Sie von dem obersten Moralgesetze darstellten, kann Sie nun dieß und jenes, was so oft dafür ausgegeben wird, nicht mehr irre machen. Das Prinzip der Selbstliebe und eigner Glückseligkeit kann schon zum voraus mit dem Ihrigen gar nicht bestehen. Ein Moralgesetz, das die praktische Allgemeingültigkeit jedes Grundsatzes fodert, nach dem der Entschluß zur Handlung genommen wird, kann unmöglich alles auf unser Selbst, als den einzigen Zweck alles Uebrigen beziehen; thut offenbar jedem fremden vernünftigen Wesen eben-

falls

falls die gebührende Ehre an, auch für sich Zweck zu seyn, und nicht blos als Mittel für uns zu dienen. Ueberhaupt darf weder eigene, noch fremde Glückseligkeit durch andere, als durch gerechte, und von der Sittlichkeit erlaubte Mittel befördert werden. Welche aber diese seyen, kann nicht wieder aus dem schwankenden Begriffe, und den nach Alter, Laune, und mehrley verschiedenen Umständen, zufälligen Bestandtheilen der Glückseligkeit, sondern muß einzig an dem Probstein der allgemeinen Gesetzmäßigkeit bestimmet werden.

Das Prinzig der **Vervollkommnung** oder **Vollkommenheit** kann, ohne im Zirkel zu wandern, nicht die sittliche Vollkommenheit meynen, und bezielt es dann weiter, wie es nicht anders kann, die Naturvollkommenheit, oder die Vervollkommnung der physischen Naturanlagen zur Erhöhung mancherley Geschicklich = und Fertigkeit, so haben und geben diese erst dann einen Werth, wenn sie sittlich gut gebraucht werden. Dieser sittlich gute Gebrauch kann nun abermals nicht aus dem Begriffe der Naturvollkommenheit, sondern muß aus jener seiner allgemeinen Gesetzmäßigkeit ausgemittelt werden. Sonst müßte man die Naturanlagen zum möglich guten Gebrauche vervollkommnen, und der gute Gebrauch derselben be-

stünde eben wieder in demselben Vervollkommnen, und Vervollkommnung, und guter Gebrauch des Vervollkommneten würde eins und eben dasselbe seyn. Auch müßen zur Vervollkommnung selbst keine andere, als gerechte Mittel ergriffen, und diese abermals nach einem schon vorher erkannten Moralgesetz gewürdiget werden.

Ueberhaupt mag man was immer für Prinzipe, und oberste Moralgesetze auf die Bahn bringen, entweder nöthigen sie uns zum Wollen und Handeln durch irgend eine Annehmlichkeit, oder durch ihre **Vernunftmäßigkeit**. Jene kann nie, wie Sie selbst bereits in ihrem zweyten Briefe erwiesen haben, eine moralische Verbindlichkeit gründen; und bey dieser wird man, um zu wissen, was und warum etwas vernunftmäßig, und als solches verbindlich sey, immer bis zu Ihrem obersten Moralgesetz aufsteigen müßen.

Es würde für Sie, nachdem Sie bereits so tief in diese Materie eingedrungen haben, wahrlich überflüßig seyn, hievon noch weiters zu reden. Auch sehe ich nicht, wie ichs wagen dürfte, Ihnen meine Handleitung ferner als nöthig anzusehen, und als solche darzubiethen. Statt aus meinem kleinen, nur abgeleiteten Bächlein ihren Durst

löschen

löschen zu wollen, will ich Sie lieber an die eben so lautere, als reiche Quelle führen, und Ihnen das Studium der kritischen **Philosophie**, der **Grundlegung zur Methaphysik der Sitten**, und der **Kritik der praktischen Vernunft** empfehlen. Welchen Schatz werden Sie hier finden? Welche reiche Ausbeute wird Ihnen ihr Studium gewähren? Wenn es der politisch kluge König von Macedonien der Gottheit dankte, einen Alexander zum Sohne zu erhalten, da noch eben ein Aristoteles lebte; so werden Sie Sich vielleicht nicht weniger zur Fügung des Himmels Glück wünschen, in dem Zeitalter zu leben, in dem ein Kant lebt, die großen Schätze seiner Kenntnisse öffnet, die Tiefen des menschlichen Verstandes durchgründet, ihn seine Gränzen, und den Menschen in der reinen Moralität und Freyheit seine erhabene Würde kennen lernt, und hiedurch den Grund zur angenehmen Hoffnung legt, daß wieder einmal solche erhabene, uneigennützige Freunde der Menschen und der Tugend erstehen mögen, dergleichen uns die alte Geschichte Roms und Griechenlands, und noch mehr die heilige Geschichte des neuen Bundes zeigt. Wie sich sein überall bis zu den ersten Elementen Wege bahnender Geist in dieser gewiß über alles schätzbaren Absicht so sehr anstrengt, so soll auch der unsrige sich eben dasselbe erhabene

Ziel bey all seiner Nachforschung und Anstrengung zum vorzüglichsten Augenmerke nehmen, wenn uns doch Menschenwürde und Menschenwohl mehr, als eitles Wissen am Herzen liegt. Doch ich will hiemit dem, was Sie selbst finden werden, nicht vorgreifen. Auch möchte wohl mancher, der etwa unversehens in unsere Briefe guckte, und diese Stelle läse, den Concipienten mitleidig zu belächeln, sich versucht finden. Sie, ich weiß es, wird dieses mitleidige Belächeln gleichwohl nicht abhalten, selbst zu forschen, und unpartheyisch nach eigner Ueberzeugung zu urtheilen — ob nicht etwa mehr der Belächelnde, als der Belachte zu bemitleiden seyn möchte.

VI. Mo-

VI.

Moralische Bemerkungen und Grundsätze.

Wenn sich alles mit uns gleich bewegt, so bemerkt man keine Bewegung, und wenn alle mit uns gleich böse sind, beynahe keine Sünde. Wenn man überall ungesunde Kost genießt, so vergißt man, daß sie ungesund ist. — Wenn sich überall kein Haß des Unrechtes zeigt, so verliert man ihn nur gar zu leicht selbst. Warum soll man meiden, was Niemand um uns tadelt? Warum nicht der Neigung folgen dürfen, die ihre Foderung so nachdrücklich macht, und so allgemein um uns her durchsetzt?

Wer sein eigen Herz in seiner Gewalt hat, kann auch die Herzen anderer erobern; wer seine Neigung besiegt, erhält leicht die Zuneigung des Mitbruders.

Wer Feuer in seinen Schooß fast, versengt seine Kleider; wer über glühende Kohlen läuft, ver-

verbrennt die Füße — und wer mit der Liebe spielt, sein Herz.

Verlerne das Horchen nicht durchs Sprechen, das Handeln nicht durchs Lehren und Lernen, die Empfindung nicht durchs Vernünfteln. Horche wie ein Kind; empfinde und handle, wie ein Mann.

Unglück giebt dem Gerechten einen Schimmer, wie die Nacht den Sternen. Wenn die Glückssonne untergeht, erscheint er sichtbar am Firmamente. Helden müßen in der Schlacht, Piloten im Sturme, und die Tugend im Leiden bewundert werden.

Die Vorsehung ist wohlthätig, da sie giebt, und da sie nimmt. Sie giebt Freunde und Freude, um unsern gegenwärtigen Zustand zu mildern, und nimmt sie, um uns zum künftigen vorzubereiten.

Wer bey gerechter Ursache nicht trauert, ist kein Mensch, und wer zuviel trauert, kein Mann. Die Vernunft kann den Gram rechtfertigen, aber sie muß ihn auch enden.

Es ist für die Meisten schwerer, glückliche Vorfälle menschenwürdig zu genießen, als unglück-

liche

liche gelassen zu ertragen. Großes Glück fodert, wie großes Unglück, große und starke Schultern.

Nicht nur Gott, auch die Welt setzt sich gegen die Stolzen, ist günstig den Demüthigen. Gott erniedriget den Hochmüthigen, und die Welt freuet sich seiner Erniedrigung; Gott erhebt den Bescheidenen, und die Welt freuet sich seiner Erhebung. Bevor dieser empor steigt, setzt ihn schon jedes Herz mit Hochachtung oben an; bevor jener sinkt, setzt ihn schon jedes Herz mit Verachtung hinab. Der Stolze verlangt nach Achtung, und Verachtung ist sein Loos; der Demüthigbescheidne weiß Verachtung zu ertragen, und allgemeine Achtung ist sein Antheil.

Mancher ruft zu Gott: „Sey mir armen Sünder barmherzig!“ Hört es aber nicht, wenn ihm Gott ruft: „Sey gegen deinen Mitmenschen gerecht.“

Wer hat, hält die Mildthätigkeit für ein willkührlich gutes Werk, und wer bedarf, für eine Pflicht. Sie ist Pflicht; aber darum muß nicht immer eben dem mitgetheilt werden, der ihre Erfüllung für sich fodert.

Andacht ist die auflodernde Flamme der Liebe Gottes, und wahre Freundschaft der reinste Ausfluß der Liebe des Nächsten.

Den Freund muß man in Geheim ermahnen, und öffentlich loben; ihm selbst seine Fehler, und andern seine Tugenden kennbar machen; sein Ankläger werden, wenn man mit ihm allein, und sein Rechtsfreund, wenn man mit andern redet. Doch darf Wahrheit und Pflicht nie darum leiden, damit sich unser Freund freuen möge. Man soll ihn, aber diese noch mehr, als ihn lieben.

Immer glücklich seyn, macht bald unempfindlich gegen den Genuß des Glückes — aber andere glücklich machen, giebt immer neue Freude.

Der Geizhals hält einen Hund, daß er die Bettler abschrecke, und giebt ihm so wenig, daß er sie noch gerne fressen möchte. — Im Todbette spart er noch an der Sterbkerze, zündet man sie ihm zu frühe an, so haucht er, will das Licht aushauchen, und haucht den Geist aus.

Wer verdienten Armen Gutes thut, der verbessert die Fehler des Glückes, und rechtfertiget die Vorsehung des Himmels.

Wer aus Muthwillen eine Taube tödtet, die ihm aus der Hand fraß; konnte wohl auch eine Unschuld verführen, die sich aus Zutrauen zu ihm geflüchtet hat.

Unter

Unter Karl I. König in Engelland stand im Abdrucke einer Bibel das sechste Geboth mit Weglassung des Wörtleins **nicht**. Es hieß: „Du sollst Ehe brechen.“ Dieser Bibelabdruck muß noch in vielen Händen seyn, weil das Geboth so häufig nach dieser fehlerhaften Leseart befolgt wird.

Sich jede fremde Meynung befremden lassen, ist Schwachheit; sie unpartheyisch anschauen, Stärke. — Es ist Weisheit und wahre Ehre, sich von der Vernunft, aus wem sie immer reden mag, besiegen lassen; und Thorheit und Schande, sie durch Rechthaberey besiegen wollen. — Seinen Fehler gestehen, heißt gestehen, daß man besser — und seinen Irrthum bekennen, heißt bekennen, daß man weiser geworden sey.

„Die Lebenszeit ist kurz, und geht schnell vorüber,“ sagt die Erfahrung; „Wende sie gut an“ — sagt die Vernunft.

Den rechten Weg abzustecken, und auf die Erhaltung guter Straßen zu sehen, ist die Pflicht der Gelehrten. Sie sollten Wegkommissair's für das menschliche Geschlecht seyn.

Ein Geistlicher mit Weltsitten ist ein Roman, wie Brevier, gebunden.

Sey gerecht gegen jedermann. Gieb auch, wenn du schnell schreibst, dem u seinen Schnirkel, und dem i seinen Punkt.

Ich gräme mich wenig, sagte ein Tobacksschmaucher, ob mein kranker Freund sterbe, wenn mir nur meine Pfeife nicht ausgeht. Nun, antwortete sein Gesellschafter, so magst du kaum verdienen eine Pfeife, geschweige einen Freund, zu haben.

Wie die Grundfeste, so das Haus; wie der Saame, so die Aernte; wie die Arbeit, so der Lohn; und wie das Bett, so der Schlaf.

Wer hohe Aemter verlangt, erregt Neid, und wer ihnen nicht gewachsen ist, sammelt Sünde und Schande. Wähle nie ein Amt, das größer ist, als du, damit du über das Amt, und nicht das Amt über dich hervorrage.

Wer überall der Erste seyn, und das Beste haben will, dem gönnet man so gerne den letzten Platz, und schlechte Kost. Es ist eine Regel, die für Klugheit und Sittlichkeit, für Tisch und Welt gilt: Setze dich nicht selbst oben an, und lange nicht nach der Hechtleber.

Es ist grausam, lieblos durch erheuchelte Liebe verführen; einem Mädchen ein Versprechen machen, das man nicht halten will, und einen Schatz rauben, den man nicht ersetzen kann. Mit Ringen durfte ehemals nur der Doge zu Venedig spielen, und einen der adriatischen See geben, die er doch weder heurathen wollte, noch konnte.

Leihest du den Armen auf Zinsen, so zahlt sie wohl zuweilen der Mensch; leihest du ohne Zinsen, so bezahlt sie allezeit, sicher, und reichlich Gott.

Sausen und Brausen macht siech; ist ein göldner Galgen, an dem man sich aufhenkt.

Im Sitzen hört man besser; ich Stehen sieht man schärfer; im Gehen ist Aug und Ohr nicht zuverläßig. — Sobald es ans Gehen kömmt, muß das Ohr schon vorher gehört, und das Auge schon vorher gesehen haben. Beym Ausführen ists nicht mehr Zeit zum Ueberdenken.

Es giebt eine gewisse Ruhe, eine sanfte Zufriedenheit, die um vieles mehr werth ist, als lärmender Tanz und Jubel.

Es giebt ein gewisses kindliches Denken, das durchaus in Worte ausbricht. Es war einmal

ein

ein Stummer, der alle Morgen und Abende an den lieben Gott schrieb.

Die Subtilitätenkrämer sind die ärgsten Zeitverderber in der Welt. Sie setzen unsern Kopf in Wirbel und Fieberhitze, und unser Herz in Kälte und Frost; gewinnen uns die Zeit ab, wie die falschen Spieler das Geld. Immer nur **wissen** wollen, macht schwach; **Thun** stärkt, festiget, und gründet.

Wer ein gutes Buch schreibt, hat ein Edikt in die Welt ausgehen lassen, woran sich Leute aus allerley Nationen halten — und thats wohl mehr **von Gottes Gnaden**, als mancher Herzog.

Der Unmäßige im Genuß ist ein Selbstmörder; der Träge in der Arbeit ein Selbstdieb. Der erste bringt sich um sein Leben, der zweyte um sein Vermögen.

Der reiche Geizhals ist ein Kettenhund des lieben Gottes, den er an die Kisten und Kästen gestellet hat, um sie aufzubewahren für den, dem er sie geben will.

Wer höher fliegen will, als ihn seine Flügel tragen, der kömmt in Gefahr, um so tiefer zu fallen. — Ein Ast, der den andern durchaus über-

wachsen

wachsen will, winkt oft durch sein Hervorragen den Buben, daß er ihn bricht, oder dem Gärtner, daß er ihn wegschneidet. Suche nicht empor zu steigen, wie schwaches Reis, sondern erst tief zu wurzeln, wie die Eiche. Größe in die Länge und Höhe fällt jedem ins Auge; aber Größe in die Tiefe hat Werth vor dem Kenner.

Wer ohne Amt ist, soll sich selbst eines geben, sich selbst zur Arbeit anstellen. Aber wer sich selbst dazu anstellt, dispensirt sich auch leicht, färbt im Kalender ganze Monate roth, und hat ein Heiligenfest auf das andere. Wo das Uebergewicht der Trägheit groß ist, da giebts kein besseres Heilmittel, als **Drang** und **Muß**.

Einige haben den Leib wie einen Schlafrock umgeworfen; er hangt da, wie der Dieb am Galgen. Bey andern ist der Leib auf die Seele, wie ein gut Kleid auf den Leib gemacht. Möchte man nur doch nicht mehr aufs Kleid, als auf den Leib; nicht mehr auf ein schönes Zifferblatt, als auf ein gutes inneres Werk halten.

Es giebt Kinder, die, wenn sie gefehlt, dem Vater, wie der verlorne Sohn im Evangelium, reuig um den Hals fallen; und andere, die im

Fehlen verharren, und ihm, wie Heli's Söhne, den Hals brechen.

Wer mäßig liebt, liebt lange. Seine Liebe kömmt nicht nur vom wandelbaren Herzen, sondern auch vom beharrlichen Verstande. Lauter Entzückung und Gegenentzückung ist Pulver und Feuer, das in Rauch verfliegt.

Barmherzigkeit macht doppelt selig; den, der nimmt; und den, der giebt.

Den Durst zu löschen bedarf man eines Bechers voll. Der Reiche labt sich damit nur dann, wenn er ihn aus einem großen Strom; und der Arme trinkt sich doch eben so satt, wenn er ihn aus einer kleinen Quelle schöpft. Der Geizige trinkt wohl aus fremder Quelle, und durstet lieber, wenn er aus eigner trinken soll. Er schont sein Vermögen, wie ein Heiligthum, und genießt es, wie ein Gemäld.

Eine bescheidne Meynung über seine Vorzüge ist ein großer Vorzug.

Schönheit der Seele bringt auch in den ungestalteten Körper Reize; Häßlichkeit der Seele drückt auch dem schönsten Körperbau etwas Widerliches ein.

Eifersucht ist wie Podagra. Steckt sie einmal im Geblüte, so ist man nie sicher, wenn sie ausbreche.

Philosophen sind aus Fleisch und Bein, wie andere Menschen. Ihrer sublimirten Theorie klebt praktische Gebrechlichkeit an. Sie sind wohl im Stande, weiser und besser zu denken, als andere; aber dadurch keineswegs gesichert, nicht schlechter zu handeln, als sie. Aber der Unrechtschaffene, der sie darum verachtet, hat damit seine Trägheit im Forschen, und seine Bosheit im Handeln, noch lange nicht entschuldiget. Wenn sich der unwissende Böse aus dem Fehler des wissenschaftlichen Kenners ein Fest macht, so will er mit dem Vergnügen an fremden Vergehen sich nur den Verdruß über eigene ersparen.

Der weise Mann kauft kein Vergnügen zu theuer. Der Thor giebt oft für ein einziges Gesundheit, Unschuld und guten Namen hin.

Freundschaftstreue im Unglücke macht uns beynahe das Unglück willkommen. Es ist so angenehm, was wir dabey genießen, daß es aufhört, schmerzhaft zu seyn, was wir leiden.

Freundschaft gründet sich auf die Eigenschaften des Gemüthes, Liebe oft nur auf die Eigenschaften

schaften des Körpers. Wenn der Liebhaber auch auf die Seele sieht, so will er nicht nur eine Geliebte, sondern zugleich eine Freundin; und wenn der Freund auf den Körper sieht, so will er nicht nur Freund, sondern auch Liebhaber seyn. Wer bey der Auswahl des Freundes die Liebe zuviel, und bey der Auswahl des Gatten die Freundschaft zu wenig sprechen läßt, der wird eine eben so kurze und unbehilfliche Freundschaft, als Liebe errichten.

Der solideste Reichthum ist ein angebauter Kopf, und ein gutes Herz. Alles übrige können Menschen und Unglück rauben. Dieß allein stiehlt kein Dieb, und schlägt kein Hagel.

Eine eitle Frau, und eine Goldgrube sind ein Eimer und ein Brunnen. Sie schöpfen einander aus.

Der beste Lehrer giebt dem Blinden Licht, und dem Bedrangten Trost; öffnet den Lebenden ihre Augen, und drückt sie den Sterbenden sanft zu.

Der gewöhnliche Zweck der Einnahme ist Ausgabe, und der gewöhnliche Zweck der Ausgabe ist Einnahme. Man sucht zu erhalten, damit man etwas zu geben habe, und giebt, damit man wie-

der erhalte. Wer einnimmt, nicht weil er geben, sondern weil er haben will, ist ein Geizhals. — Wer giebt, nicht, daß er empfange, sondern damit sein Nebenmensch habe, ist ein Menschenfreund.

Der Menschenfreund hilft dem Armen, ohne ihn erst zu fragen, welchen Katechismus er auswendig gelernt habe. Er ist darum nicht gleichgültig gegen die Religion, aber eben so wenig gegen den Menschen, den ihm seine Religion empfiehlt.

Vergnügen und Lust ist ein Schatten, unter dem der müde Reisende und Arbeiter ausruhen, nicht der unthätige Spaziergänger sich hinstrecken soll.

Leben ist nur zu oft Traum; wenn uns Tag und Tod davon aufweckt, so sehen wir alles anders. Weise, wer sich während der Nacht mit dem Geiste in das Licht des Tages, und schon im Lande dieses Lebens in jenes nach dem Tode zu versetzen versteht, und öfters versucht.

Ein Armer bath einen Reichen um Almosen. „Lieber Freund, sagte dieser, ich will dich nicht um das Himmelreich bringen, das Christus den

Armen verhieß." — Aber — widersetzte jener — „Ich möchte dich gerne von der Hölle retten, die er den unbarmherzigen Reichen androht."

Wenn der Magen des Weichlings eben an der Verdauung eines Indians arbeitet, so kömmt ihm der Gedanke nicht, daß ein Mensch in der Welt hungern kann. Weichlichkeit macht hart.

Nur das Herz, das des vernünftigen Ernstes fähig ist, ist auch der heitern, herzstärkenden Fröhlichkeit werth.

Man kann durch Zwang Handlungen erhalten und hindern, aber durch Zwang nicht machen, daß der Mensch gut werde, oder aufhöre, böse zu seyn. Gut kann Niemand blos durch Furcht der Strafe, sondern durch Liebe des Guten werden. Er muß es freywillig seyn, oder er ist es gar nicht.

Wahre Liebe geht beym Hochzeitzuge selten voran, und kömmt noch seltner hinter drein. Sie sollte die Hauptperson dabey seyn; wird aber gewöhnlich nur in einer Masque vorgestellt.

Geize nicht nach zu lautem Lobe; es ist uns nicht immer nütze. Es erregt große Erwartung, und diese zu erfüllen, dazu gehört großes Talent, und große Anstrengung. Der Zuhörer macht sich

leicht

leicht einen Begriff von uns, der größer ist, als wir. Es kostet ihn weniger Mühe, sich große Dinge vorzustellen, als uns, sie zu thun.

Mancher lehnt die Untersuchung ab, nicht weil er gewisse Wahrheit hat, sondern weil er daran zweifelt. Er fürchtet das für falsch zu finden, was er gerne für wahr halten möchte. Phantome, die ihm wohlthun, sind ihm lieber, als das Licht, das sie verscheucht. Je mehr Untersuchung, desto weniger, aber desto festere Wahrheit. Indessen muß man forschen, und nicht grübeln; nicht alles glauben, wo man sehen kann, und nicht alles sehen wollen, wo man glauben muß.

Bey den unwillkührlichen Handlungen unsers Körpers sind wir Maschinen; bey den selbst gewollten nach Instinkt, Neigung, und äußerm Eindrucke sind wir Thiere; durch beyde Sachen. Nur durch sittlich, nach Vorschrift der Vernunft mit freyem Willen vollbrachten Thaten zeigen wir uns als vernünftige Wesen und Personen.

Wer wissenschaftliche moralische Kultur hat, aber sie nicht praktisch übet, dem ist die Freyheit zum Guten eine offene Wahrheit für seinen Geist, aber ein Geheimniß für sein Herz. Er kann das Interesse der Moralität nur halb befördern; wis-

senschaftlich, aber nicht praktisch; durch Lehre, aber nicht durch Beyspiele.

Den Zweifel über moralische Freyheit kann bey einem denkenden und gutgesinnten Menschen die Festigkeit in moralischen Gesinnungen niederschlagen, aber nicht auflösen. Der gute Wille kann sie, diese Zweifel, abweisen, aber nicht beantworten; und will die praktische Vernunft diesen Knoten zerhauen, so wird ihn die theoretische immer wieder von neuem schürzen. Es muß sich in diesem Falle nothwendig die wissenschaftliche Kultur zur moralischen, die Kultur des Geistes zu jener des Herzens, Einsicht zur Güte gesellen.

Die Freyheit läugnen, und moralisch gut zu handeln streben ist die glücklichste Inkonsequenz, in die der Mensch gerathen, der erträglichste Widerspruch, in den sich Geist und Herz verwickeln kann. Man predigt eine falsche Lehre der Schule, und gehorcht im Handeln der wahren Stimme der Vernunft.

Je weniger jemand gegen seine Neigung gezwungen wird, desto mehr politische Freyheit glaubt er zu genießen; je mehr er aber nicht nach

Neigung, sondern nach Vernunft handelt, desto mehr moralische besitzt er.

Die Feinde kann man durch überlegene Stärke, die Feindschaft selbst nur durch großmüthige Liebe überwinden.

Treib mehr das Amt um der Sache willen, als die Sache um des Amtes willen; die Religion nicht, weil du als Seelsorger die Pfarrey, sondern die Seelsorge, weil du die Religion lieb hast.

Wer dem Stande nicht Ehre macht, verdienet auch nicht, Ehre vom Stande zu haben; und wer dem Stande Ehre zu machen sucht, thut's, ohne daß er vom Stande Ehre haben will.

Ueberall kann und soll ich lernen, daß ich weniger wußte, als ich dachte, und weniger that, als ich wußte. Von mancher Seite kann oft selbst der Unwissende den Stolz auf meine Einsicht, und der Sittenlose das Zutrauen auf meine Tugend beschämen. Für den, der lernen will, giebts überall eine Schule.

Für Leute, die einzig in ihren Genealogien leben und weben, sagt Plato etwas, den man den göttlichen Weisen nannte, den sie aber dar-

über gerne zum menschlichen Thoren umprägen möchten. „Es ist — spricht er — kein König, der nicht von Knechten; und kein Knecht, der nicht von Königen herstammt.“

Wir haben alle genug mit der Gegenwart zu thun; die Zukunft kömmt von selbsten. Zerbrich dir den Kopf nicht über den Zeitpunkt, da der Antichrist zu erscheinen hat. Einen Antichrist kann jeder finden an sich selbst, und dieser ist gewiß der Vater von dem, der außer uns noch kommen soll.

Lies kein böses und kein schlechtes Buch; jenes verderbt das Herz, und dieses die Zeit.

Unglück und Drangsalen treiben den Verstand zur Kenntniß, und das Herz zur Ausübung der Moralität; erzeugen die Wissenschaft und die Befolgung der Sittenlehre; machen erleuchtete große Seelen; theoretisch und praktische Philosophen. Was jederman zu eigner Befriedigung thun muß, darüber fangt der Fähige zu raisoniren an. Wenn äußere Glückseligkeit dahin, so wird der Blick auf innere geheftet. Das Christenthum hat vielleicht auch diesem natürlichen Gange des Menschen nicht wenig ihre Aufnahme zu verdanken. Sie kam dem unterm Drucke seufzenden Jerusalem

rusalem und Rom, und beynahe dem Erdenkreis willkommen.

Mancher hätte auf dem Theater einen Bedienten gut gespielt; aber er will einen Herrn machen, und macht ihn schlecht. Er bringt sich nicht nur um sein Lob, sondern verdirbt auch noch das ganze Spiel. Der Ehrsüchtige zerstört sein Privat- und das allgemeine Wohl.

Thränen der Reue von einem Verbrecher sind ein wohlthätiger Thau auf dürres Land.

Träge und stolze Blinde wollen nicht sehen; böse und lasterhafte nicht gesehen werden; beyde hassen das Licht wahrer Philosophie und Aufklärung. Die trägen, eigensinnigen sowohl, als die bösen Kinder heben die Hand gegen die Mutter auf, die ihr Auge waschen, und ihre Wunden zur Heilung berühren will.

Die Menschen sind kränkelnde Geschöpfe. Die besten unter ihnen sind jene, die Einsicht genug haben, um der übrigen ihre Ärzte, und so viel Liebe und Geduld, um ihre Krankenwärter zu seyn.

Sey nicht so thöricht, zu verlangen, der Frühling soll nur den Keim der Rose, und nicht auch

der Distel beleben. Beyde haben ihren Zweck. Die eine pflückt der Mensch, und die andere der Esel.

Die Menschen wollen schon liebreich heißen, da sie doch nicht einmal gerecht sind. Selbst auf dem Todbette verzeiht man leichter dem Feinde, dem man nicht schaden kann, als jenem, dem man geschadet hat. Man möchte lieber eine großmüthige Handlung der Liebe auskramen, als eine begangene Ungerechtigkeit eingestehen, und wieder gut machen.

Das Vergnügen, zu geben, ist von ganz anderer Art, als jenes, zu empfangen. Es wird durch öftern Gebrauch nicht abgenützt, sondern erhöht. Man gewöhnt sich bald an das Vergnügen, daß man durch Empfangen genießt; aber es ist immer ein neues, der Urheber desselben bey andern zu seyn.

Tugend macht das Menschengeschlecht glückselig, wenn sie allgemein geübt wird. Sie besteht ja ganz vorzüglich in Nächstenliebe. Aber es giebt ein Gesetz, sie zu üben, wenn sie uns auch nicht glückselig macht, wenn sie auch aus Hunderttausenden nicht einer üben wollte. Wo nimmt dieses Gesetz seine Verbindlichkeit her? Wahrlich nicht aus dem Angenehmen, das erfolgt, sondern aus der Vernunft, die unbedingt befiehlt.

Der

Der Mensch soll in seinem Leben wandeln, wie man in Kongo die Leute zu Grabe trägt — in gerader Richtung auf das Ziel; was im Wege steht, wird niedergerissen.

Faulheit und Noth sind Mutter und Tochter. Faulheit geht endlich beym Mangel in die Kost. Lust zur Arbeit macht leicht, was man thut, und gewährt, was man bedarf.

Der Arme hat wenig, der Geizige nichts. Sein Geld gehört nicht ihm, sondern er dem Gelde. Je reicher er stirbt, desto ärmer hat er gelebt. Sein Tod wird gewünscht, weil sein Leben Niemanden erquickt, viele gedrückt hat. Seine Kiste öffnet sich erst mit dem Grabe.

Der Arme erkennt keine größere Pflicht, als die Wohlthätigkeit, und der Reiche predigt gerne die Genügsamkeit. Der erste will nicht entbehren, und der zweyte nicht geben. Jeder hält sich gerne die Pflicht vor Augen, deren Ausübung andern obliegt, und ihm wohl thut. Der Arme suche vielmehr zu verdienen, als zu fodern, was er bedarf; und der Reiche vielmehr zufrieden zu machen, als Zufriedenheit zu empfehlen: Sonst redet jener auf dem Schlafküssen vom reichen Erwerbe, und dieser auf einer goldnen Kanzel für taube Armuth.

Frühe

Frühe Sünden erzeugen lange Reue, und die Vergehen der Jugend schlagen tiefe Wunden dem hohen Alter.

Affenliebe erdrückt, wahre Liebe erquickt die Kinder. Je mehr du deinen Sohn liebst, um so schärfer faß ihn ins Auge. Liebe, die ihm deine Hand unterlegt, ihn zu tragen, muß sie auch heben, ihn zu seinem Wohl zu züchtigen. Willst du aus unvernünftigem Mitleid ihm jetzt keine Thräne auspressen, so wirst du künftig aus Herzenleid viele darüber weinen müßen.

Wer alles durchaus nach seinem Kopf haben will, wird wenig Freunde nach seinem Herzen haben. Wer sich zu beherrschen, seine Neigungen zu beschränken, und fremde zu schonen weiß, hat viele Freunde, weil er sein eigner ist.

Eine Schuld kann man mit Geld und Hand, eine Wohlthat nur mit dem Herzen bezahlen. Wer dir nicht blos um der Zinsen wegen, sondern aus besonderm Wohlwollen lieh, dem bist du noch mehr schuldig, als Kapital und Zinsen.

VII.

Ueber wahre politische Freyheit.

„Freyheit — Rechte des Menschen! ursprüng„liche, unverlierbare Freyheit, ursprüngliche „unverlierbare Menschenrechte giebt es, und sie „sollen seyn ein heiliges unverletzbares Gut. Skla„verey, Despotismus sind unerträgliche Eingriffe „in diese heilige Rechte, die der Höchste nicht „wagen, und der Niedrigste nicht dulden darf. „Der Mensch, auch der Letzte vom Volke, ist kein „Thier, keine Sache, keine Waare, die man ver„tauschen, verkaufen, in Besitz nehmen, und wie „sein Eigenthum willkührlich behandeln, sorgfäl„tig bewahren, oder leichtsinnig wegwerfen, blos „zu seinen Absichten als Mittel gebrauchen — „jetzt, weil es uns eben beliebt, liebkosen und gut „füttern; jetzt, damit es uns ziehe, ins Joch span„nen; jetzt, damit es für unsre Laune, für unsre „Hab- oder Herrschsucht streite, auf die Schlacht„bank liefern darf. — Nein, heilig ist der Mensch,

„heilig

„heilig seine Rechte, und seine Freyheit!" — — Mit dieser hochbrausenden Sprache predigt man jetzt sich und andern die politische Freyheit, und hebt seine und ihre Seele zum Enthusiasmus dafür.

Aber was ist denn dieß für eine Freyheit, von der man spricht? Weiß man es? — Und was soll denn der Enthusiasmus dafür ausrichten, was thun, und wie zu Werke gehen, um sie zu erobern? Versteht man dieß? — Vielleicht führt ein großer Theil das Wort im Munde, ohne bey dem lauten Schalle nach dem wahren Sinne zu forschen; und ein eben so großer schlägt einen Weg ein, sie zu erreichen, ohne recht zu wissen, ob er dahin führe. Hat nicht schon mancher, der diese himmlische Schöne zu umarmen glaubte, statt ihrer eine Furie ans Herz gedrückt? Hat nicht schon mancher, der sie mit dem Schwerte erkämpfen wollte, mit eben demselben sie und sich getödtet? — Erst laßt uns — nicht in Feuer gerathen, das mehr verwüstet, als erwärmet; sondern mit gelaßner Ruhe untersuchen: Welches ist der richtige Begriff wahrer bürgerlicher Freyheit? Und welches das Mittel, sie dauerhaft zu erobern?

Man

Man sagt, die bürgerliche Freyheit sey derjenige Zustand eines Menschen in der Gesellschaft, in welchem er durch keine andere Gesetze eingeschränkt wird, als solche, welche die öffentliche Wohlfahrt in einem höhern Grade befördern.

Wenn nun gleich der Engländer Payley diese Bestimmung von der Freyheit giebt, die er, der freye Britte doch wohl kennen soll, und wenn auch der rühmlich bekannte Uebersetzer desselben von dem Kapitel, das die bürgerliche Freyheit abhandelt, versichert, daß es ihm mit philosophischer Genauigkeit ausgearbeit scheine: so wird doch manchem noch Manches zu wünschen übrig bleiben. Wenigstens werden sich bey obiger Bestimmung sogleich die Fragen darbiethen: „Was versteht der Verfasser unter öffentlicher Wohlfahrt? Meynt er, wie es scheint, damit die Wohlfahrt desselben Staates, in dem man lebt, oder die öffentliche Wohlfahrt des ganzen Menschengeschlechtes? Muß nicht das freythätige Streben nach jener dem allgemeinen Interesse der Menschheit untergeordnet seyn, und davon Beschränkung annehmen, wie das freythätige Streben eines Einzelnen nach eigner besonderer Wohlfahrt dem gemeinen Besten des Staates untergeordnet ist, und davon Beschränkungen anzunehmen sich nicht weigern

darf?

darf? — Darf größere öffentliche Wohlfahrt durch Zwanggesetze auch dann bezielt werden, wenn diese gleich von dem Volke noch nicht als größere Wohlfahrt angesehen wird; wenn Irrthum und Vorurtheil dagegen streitet, und eine solche Widersetzlichkeit zu befürchten steht, daß man nur durch eine unerbittliche und beynahe grausame Strenge zum Ziele kommen, und doch dafür nur Undank einärnten, und Erbitterung erregen wird? — Sind Einschränkungen der Freyheit mittels der Strafgesetze durch eine höhere Wohlfahrt zu rechtfertigen, wenn diese eben sowohl durch sanfte, fortgesetzte Belehrungen zu erhalten war? Darf peinliche Strenge da Platz greifen, wo gelindere Strafen eben dasselbe bewirken können? Ist es überhaupt eine so leichte und bereits festgesetzte Sache, wie weit Strenge und Strafe gegen Menschen ohne Abbruch ihrer Freyheit, ohne Verletzung der denselben schuldigen Achtung und Gerechtigkeit gehen dürfe? — Einschränkung der Freyheit ist ein **Uebel**, öffentliche Wohlfahrt ein **Gut**. Aber wenn man unter letzterer, wie insgemein geschieht, nur einen höhern Genuß von Bequemlichkeiten versteht, sind dieses Uebel, und dieses Gut nicht ganz heterogene Dinge, von ganz verschiedener Art? Wie soll man sie nun gegen einander berechnen, um in jedem Falle auszumitteln, ob

jenes

jenes oder dieses größer sey? Wenn der eine mit dem Zwanggesetze zufrieden ist, weil es ihm Gewinn und eine bessere Tafel gewährt; so wird dagegen ein anderer rufen: **Freyheit und schwarzes Brod.**

Es kann nicht undienlich seyn, hier eine Frage zu setzen, deren Beantwortung Licht über diesen Gegenstand verbeiten, und der weitern Erörterung die Bahn brechen mag. Diese Frage heißt: „Woher kömmt es, daß das Wort Freyheit so etwas mit sich führt, das so leicht die Seele hebt, bey dem sie sobald in Feuer und Flammen geräth? Was müßen sich wohl gewöhnlich die Menschen dabey vorstellen, die sich so gerne unter ihre Fahne oft zum muthig, oft zum rasenden Kampfe versammeln?"

Man könnte sagen, dieß zeige von einem Muthe des Menschen, der sich über Gesetze, Gewalt und Zwang hinwegsetzt. Das hebt ihn über andere empor, und nimmt andere für ihn ein. Allein sich über alle Gesetze, sich über jede Gewalt, und jeden Zwang erheben, das würde ihn nur zum rüstigen Anführer oder Mitgliede einer Räuberhorde machen. Bloße Ungebundenheit, gänzliche Gesetzlosigkeit kann das nicht seyn, was

bey der Vorstellnng und beym Rufe der Freyheit den Verfechter derselben und den Zuschauer dahin reißt. Wenn jemand mit dem Ausrufe „Freyheit!“ etwa so viel sagen wollte, als: Wir wollen von keinem Gesetze, von keinem Zwange wissen; wir wollen ungestört plündern, rauben, morden, und Niemand soll es wagen, uns in den Weg zu treten: so würde ihm jedermann, und sein eigen Gewissen zurufen: „Ungeheuer!“

Da indessen im Begriffe der Freyheit gleichwohl etwas zu liegen scheint, wobey sich die Seele gehoben, und eigner und fremder Achtung würdig fühlt, worin mag dieses wohl bestehen? Durch Freyheit will man den physischen Zwang, wo nicht ganz, doch wenigstens zum Theile wegheben. Zwang streitet einmal gegen die Neigung, die er gewaltthätig einschränkt: Aber auch gegen die Vernunft und Menschenwürde? — Hier ja und nein; ein Doppelsinn, der ohne Entwicklung, und in der Verwechslung des einen mit dem andern zu Ausbrüchen führen kann, die geschickter sind, die Ruhe zu stören, als wahre Freyheit zu bringen.

Daß der Mensch eines physischen Zwanges bedarf, das ist allerdings gegen seine Menschenwürde. Er hat Vernunft, und sollte sich damit

selbst

selbst leiten und regieren wollen. Das Thier treibt man mit Sporn und Peitsche, mit Stock und Schlag, und es ist gewiß erniedrigend für den Menschen, wenn er sich nicht anders, als das Thier, in Bewegung bringen läßt. Er sollte selbst gehen, und seine Ehre und Menschenwürde darein setzen, seine Pflicht von selbst zu thun. In diesem Sinne nach Freyheit rufen ist groß, erhaben; aber es heißt nicht: „Auf, laßt uns gegen den Zwang mit Gegenzwang, gegen die Gewalt mit Gewalt setzen; sondern: Auf, laßt uns von selbst dem Ausspruche der Vernunft, dem innern Rufe der Pflicht und des Gewissens folgen, damit wir nicht dem äußern Zwange aus Sklavenfurcht zu gehorchen nöthig haben."

Des äußern Zwanges bedürfen, ist für einen Menschen, der im vollen Gebrauche seiner Vernunft steht, schändlich; aber nicht grausam und ungerecht, den, der ihn bedarf, damit belegen. Zwang leiden ist gegen die Menschenwürde, so weit wir den Zwang nothwendig machen, nicht so weit wir ihn empfinden, nachdem wir ihn einmal nothwendig gemacht haben. Behauptung der Freyheit vom Zwange gehört zur Behauptung der Menschenwürde, so weit sie im Bestreben, sich nach eignen Vernunftgesetzen selbst zu regieren,

nicht so weit sie im Widerstande besteht, sich auch dann, da man sich selbst nicht regieren will, von Niemand andern regieren und zwingen zu lassen. Das erste ist Freyheit, nach der man mit Vernunft streben soll; das zweyte ist Freyheit, nach der man nur nach ungezähmter, vernunftwidriger Neigung zu streben sucht. Das Wort Freyheit im ersten Sinne genommen, ist ein großes, heiliges Wort, würdig, daß sie unsre Seele für sich in eine Art von erhabnem Enthusiasmus setze. Aber wir legen demselben in der Ausführung gar zu gerne den zweyten Sinn unter, und statt uns durch jenen Enthusiasmus zur vernünftigen Selbstregierung leiten zu lassen, um dadurch fremden Zwang überflüßig zu machen, lassen wir uns durch die Neigung dahin verführen, diesem Zwange auch dann, da er uns nöthig wäre, zu widerstehen. Der Ruf nach Freyheit, der ein Aufruf zur Behauptung wahrer Menschenwürde seyn sollte, wird durch Selbsttäuschung und Verwechslung der Begriffe ein Aufruf zum Widerstande und zur Empörung. Vernunft und Neigung, der vernünftige und der thierische Mensch findet sich für Freyheit zugleich in einem hohen Grade interessirt; und eben darum wirkt die Vorstellung davon so gewaltig auf den Menschen, weil sie auf den vernünftig- und auf den sinnlichen, auf den ganzen Menschen wirkt.

Die Vernunft befiehlt, das Gute, oder Gesetzmäßige selbstthätig, freywillig, nicht aus Zwang, und aus Furcht desselben zu thun; die Neigung, keinen fremden Zwang zu leiden. Der Mensch gefällt sich in dem schönen Befehle der Vernunft, und will sich damit rechtfertigen, ob er ihn gleich nach der schlechten Vorschrift der Neigung ausführt. Er sollte gegen sich zürnen, daß er äußeren Zwang und Androhung desselben nothwendig mache, und er zürnet nun einzig gegen den, der ihn, durch sein eigenes Verschulden dazu gedrungen, damit belegt. Auch hier läßt sich sagen, was dort geschrieben steht: Die Stimme ist zwar Jakobs Stimme; aber die Hände sind Esau's Hände. Der Mund spricht von der Freyheit nach der **Vernunft**; aber indem man Hand anlegt, sie zu behaupten, wird meistens nur um der Freyheit nach **Neigung** gerungen. Diese haßt allen Zwang, alle Einschränkung, will durchaus kein einschränkendes, kein Zwanggesetz dulden, indeß jene nur dahin zielt, dem eignen Vernunftgesetze zu gehorchen, um keiner Zwanggesetze zu bedürfen, um nicht aus Knechtesfurcht vor ihnen zu handeln.

Vielleicht wird man aber gegen obiges die Einwendung machen, daß man auch den erklärtesten Freyheitspredigern, und Freyheitsverfechtern

zu viel thue, wenn man ihnen das Verlangen nach der Aufhebung aller Zwanggesetze zur Last legt. „Nein, heißt es, so weit läßt doch wohl keine Gesellschaft, kein Volk seine Abneigung gegen Zwang und Einschränkung herrschen, daß sie eine gänzliche Gesetzlosigkeit verlangten. Sie klagen nur über zu viele und strenge, über unnöthig- und unzweckmäßige, über drückende Zwanggesetze. Welcher Mensch wäre wohl unsinnig genug, zu begehren, daß man ihn von ungerechter Bedrückung seines Mitbürgers, von Raub und Mord nicht auch mit Gewalt und Zwang abhalten wollte? Allerdings müßen in jedem Staate, in jeder bürgerlichen Gesellschaft so lange Zwanggesetze seyn, so lange noch die Menschen, welches wohl immer der Fall seyn dürfte, nicht geneigt und weise genug sind, sich zur Erweisung aller Gerechtigkeit nach ihrem Vernunftgesetze zu bequemen. Aber bey Abfassung der bürgerlichen Gesetze darf nicht die Willkühr, nicht die Privatneigung, nicht der besondere Vortheil einiger, oder eines Einzigen den Vorsitz haben. Vielmehr muß ihr Hauptzweck seyn, eben die bürgerliche Freyheit, der sie dem ersten Anscheine nach zu widerstreben scheinen, zu befestigen. Was will der Mensch, wenn er in bürgerliche Gesellschaft tritt, und was kann man voraussetzen, daß er als Mitglied einer solchen

chen Gesellschaft wolle, und wollen könne? Gewiß vor allem andern, daß er sicher und ungestört von Außen und Innen seinen Geschäften obliegen, seine persönlichen Rechte und Kräfte gebrauchen, sein Erworbenes besitzen, verwenden und mit den Seinigen genießen möge. Das heißt: er will frey von allem ungerechten Zwange seyn, dieser mag von einem Ausländer, oder seinem Mitbürger herrühren. Wie kann nun dieser Zwang, diese ungerechte Störung seiner äußern Sicherheit und bürgerlichen Freyheit anders abgehalten werden, als durch Gegenzwang und bürgerliche Zwanggesetze? Diese Freyheit zu sichern, dahin müßen also die Staatsgesetze abzwecken, und er läßt sie sich um so mehr gefallen, weil er Niemanden darinn zu stören verlangt, wenn nur auch er wieder von aller Störung für sich gesichert ist; weil sie, diese Gesetze, auf solche Weise nicht die Fesseln der Knechtschaft schmieden, sondern die Schutzwehre der Freyheit sind.

Ich gedenke, diese richtigen Begriffe nicht zu bestreiten. Es leuchtet mir, und wie ich glaube, jedem ein, daß Zwang nur gegen ungerechten Zwang gerecht sey, daß Gewalt nur gegen ungerechte Gewalt statt habe, und daß der Bürger kein anders Recht, sie in Festsetzung und

Vollführung der Zwanggesetze auszuüben, auf die Gewalthaber des Staates übertragen könne, als dasjenige, das er als Mensch besitzt; wenigstens, wenn nicht besondere Verträge mit allgemeiner Einwilligung noch darüber festgesetzt sind, von denen aber in dieser ganzen Abhandlung nie die Rede ist. Es erscheint mir sehr begreiflich, daß der Mensch in die Gesellschaft, in die er durch laute oder stillschweigende Erklärung eintritt, nicht eben den Willen mitbringe, an eigner Wohlfahrt einen Abbruch, an eigner Freyheit eine Einschränkung zu leiden, damit etwa mehrere seiner Gemeinde einen höhern, aber entbehrlichen Grad der Wohlfahrt erlangen. Solche Aufopferungen, die man, ohne eben ungerecht zu seyn, unterlassen kann, müßen seinem freyen Willen heimgestellt bleiben, können mit Ermunterung dazu als Liebespflichten gelehrt, aber nicht als Zwangspflichten erpreßt werden. Es ist ihm genug, wenn er nur vor feindseligen Angriffen auswärtig- oder inländischer Ruhestörer gesichert ist, und mehr, als er fodert, sollen auch jeder seiner Mitbürger nicht fodern. Aber dieß fodert er und sie mit Recht, und was zur Bewirkung desselben ein nothwendiges Mittel ist, das will er zum Besten anderer, und sollen auch andre zum Besten seiner leisten. Gerechte Behandlung verlangt

er,

er, ungerechte will er nicht dulden. Dagegen sind Zwanggesetze ein angemessenes Mittel. Gute — nicht blos gerechte — wohlthätige und menschenfreundliche Behandlung, die kann er von andern nicht erzwingen wollen, und will sie auch von sich nicht erzwingen lassen. Nach diesen Grundsätzen duldet er gerne Gesetze, die ihn einschränken, weil sie ihm nur kein ungerechtes, Ruhe und Freyheit störendes Betragen gegen andere, aber auch andern keines gegen ihn erlauben. Die Freyheit, die hiedurch auf gerechte Handlungen gegen Aus- und Inländer beschränkt ist, wird eben dadurch, da dieselbe Beschränkung durch allgemeine Gesetze allgemein ist, vor ungerechten Angriffen von Aus- und Inländern verwahrt. Diese so gesicherte Ruhe und Freyheit ist die große Wohlfahrt, der wesentliche Zweck der bürgerlichen Gesellschaft, und ihrer Gesetze. Diese Wohlfahrt kann an sich nie gegen das Interesse der Menschheit, nie gegen das Interesse der übrigen Mitbürger anstoßen, da allen Menschen und Mitbürgern daran gelegen ist, daß keine Ungerechtigkeit erlaubt, dagegen die Freyheit zu allem, was nicht ungerecht ist, durch Gesetze gesichert bleibe. Diese Wohlfahrt, die die Staatsgesetze gewähren, ist kein heterogenes Gut, das gegen das Uebel, das in der Einschränkung durch Gesetze liegt, nicht

leicht zu berechnen wäre. Sie ist Entfernung alles ungerechten Zwanges durch einen gerechten Zwang; Sicherstellung meiner Freyheit gegen schädliche Anfälle, indem meine und aller Mitbürger Freyheit auf unschädliche Handlungen beschränkt wird. Das Uebel ist Beschränkung der Freyheit, und das mit diesem ganz homogene, gleichartige Gut, welches daraus hervor quillt, ist Sicherstellung der Freyheit, der freyen unschädlichen Thätigkeit, des freyen unschädlichen Erwerbes, Besitz, Gebrauch und Genusses. Wer den bürgerlichen beschränkenden Zwanggesetzen eine andere Wohlfahrt, als diese Freyheit und Sicherheit zum Zwecke unterlegt, der sehe, daß nicht der Vorwand des allgemeinen Besten die schrecklichste Geißel für das Volk, und das Werkzeug zur niedrigsten Sklaverey werde.

So sprechen etwa diejenigen, die zwar keine Gesetzlosigkeit, aber doch vernünftige bürgerliche Freyheit wollen; die zwar die Staatsgesetze selbst als nöthig zur Aufrechthaltung der Ruhe und Freyheit ansehen, aber auch alle diejenigen, die nicht dahin zielen, als ungerechten Zwang und Sklavenfessel verabscheuen; und die also jene Freyheit, nach der sie verlangen, eben darein setzen, daß man ihnen keine andere Zwanggesetze auf-

bürde, als welche zur Entfernung ungerechter Eingriffe in dieselbe nöthig und dienlich sind.

Aber wenn dieß nach einer nähern allseitigen Bestimmung, die zwar nicht für ein Buch, aber für diese Abhandlung zu viel seyn würde, auch noch so wahr ist, so bleibt doch noch immer die große Hauptfrage übrig: Wie kann man diese Freyheit für sich, und wie sich dabey erhalten?

Man bilde sich ja nicht ein, daß gewaltsame Revolutionen das Mittel dazu seyen. Sie sind nichts weiter, als gewaltsame Ausbrüche einer Krankheit, geschickter, den Tod zu beschleunigen, oder eine tödtliche Schwäche hinter sich zu lassen, als die volle Gesundheit und Kraft wieder herzustellen. Sie lösen das Band auf, das die Gesellschaft zusammen hielt, und nun heben sich unter einer gesetzlosen Anarchie tausend Hände mit tausend Schwertern, die bey einem mörderischen Widerspruche der bis zum Wahnsinne gereizten Leidenschaften immer bereit stehen, es vielmehr zu zertrümmern, als wieder zu knüpfen. Jetzt, in unsern Tagen sind diesem Moloch bereits hundert tausende geschlachtet worden, und die gräulichsten Mord- und Jammerscenen haben ihn zum fürchterlich lehrreichen Beyspiele für Re-

genten

genten und Völker, aber gewiß nicht zum anziehenden Muster der Nachahmung gemacht. Noch weiß man nicht, wie bey keiner solchen gewaltsamen Umwälzung, welches der Erfolg von dem Streite seyn werde, in dem Ströme von Thränen und Blut geflossen sind; ob er am Ende nicht etwa mehr Druck und Unheil, als Glück und Freyheit, ob er des Guten, das mit der Verwüstung der Länder, und dem Leben der Völker erkauft worden, so viel bringen werde, daß auch nur ein kleiner Theil der vielen und großen Uebel hiedurch vergütet erscheine. Aber er mag auch für diejenigen, die die Urheber dieses blutigen Kampfes für die Freyheit sind, so erwünscht ausfallen, als er kann; es mag das zerrissene Band wieder noch so gut geknüpft, aus Kriege Fried, und aus Verwirrung Ordnung werden: ist darum die wahre Freyheit erkämpft, und die erkämpfte gesichert?

Dieß ist die Frage, über die mir so manche Bedenklichkeiten vorschweben, die einer nähern Erörterung nicht unwürdig seyn dürften.

Diese Bedenklichkeiten rühren theils von Seite des Volkes her, das den Gesetzen gehorchen, theils von Seite der Herrscher, die sie geben, darnach richten, und Gesetze und Rechtssprüche zur Ausübung befördern sollen.

Erstens

Erstens können die Gesetze, wenn sie auch künftig, einzig Ruhe und Freyheit zu sichern, gemacht sind, doch durch ihre Menge und Strenge sehr lästig werden, und einen neuen Vorwand zu Klagen über Despotismus geben, den sie entfernen.

Man hat behaupten wollen, daß der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft lasterhafter werde, als er es sonst für sich seyn würde. Ohne mit dieser, wie mich dünkt, nicht billigen Aufbürdung verstanden zu seyn, und ohne dem Staate die Verschlimmerung des Menschen zur Last zu legen, kann man aber doch nicht wohl läugnen, daß der Mensch als Mirglied einer bürgerlichen Gemeinde nicht Anlaß zu neuen Verbrechen erhalte, die er vorher nicht würde gekannt haben. Eben darum weil es dem Bösen durch Aufsicht und Ordnung, die in einem Staate herrscht, schwerer gemacht wird, seine bösen, ungerechten Thaten zu vollbringen, wird er auch alle seine Leibs- und Seelenkräfte aufbiethen, alle List und Verschlagenheit zu Hülfe rufen, um seine gesetzwidrigen Absichten auszuführen, und doch der Kraft der Gesetze, der Aufsicht, Entdeckung, und Strafe zu entgehen. Die sonst an sich unschuldigsten Handlungen, die im Staate nützlichsten, unentbehrlichsten Künste

und

und Werkzeuge werden von ihm misbraucht werden, um zu dem ungerechten Zwecke zu gelangen, den er sich aussteckt. Je mehr diese unsittlichen, unwürdigen Mitglieder eines Staates an Zahl und Stärke gewinnen, desto mehr werden die Gesetze an ihrer Kraft, wird der Staat an innerer Ordnung, Ruhe und Freyheit verlieren, oder doch zu verlieren in Gefahr kommen. Dieser Gefahr will man vorbeugen, und was wird nun der Erfolg seyn? Man wird Verordnungen über Verordnungen machen; man wird die alten kraftlos gewordenen Gesetze mit neuen Strafen schärfen, und mit neuen Gesetzen vermehren. Handlungen, die sonst zur unschuldigsten Unterhaltung gehörten, werden nun als gefährlich verbothen, Wörter, die sonst die unschuldigste Bedeutung hatten, werden bestraft, die Ruhe der Häuser und Gewerbe, der Cirkel der Zusammenkünfte und Gesellschaften wird durch Aufseher, Nachforscher, durch Frucht uud Mistrauen gestört werden. Und doch kann alles das nöthig und unausweichlich seyn, um in irgend einer gefährlichen Lage den Staat, und seine gutgesinnten Bürger vor den Anschlägen der Uebelgesinnten zu decken. Indessen werden eben die Gesetze, die gegen die Bösen nöthig sind, für die Guten drückend seyn. Sie werden im Handel und Wandel, im Umgange und Verkehr mit an-

dern,

dern, in und außer Hause über Dinge eingeschränkt, die sie nie zu misbrauchen, die sie zur Vermehrung eigner und fremder Wohlfahrt zu behandeln dachten. Es wird ihnen äußerst lästig, so oft kaum einen Fuß, eine Hand heben zu können, ohne gegen irgend ein Gesetz anzustoßen, und straffällig zu werden.

Daß dieser Fall mehr oder weniger eintreten möge, daß die Nothwendigkeit zahlreicher und strenger Vorkehrungen und Gesetze seine Grade habe, versteht sich von selbst. Aber auch dieß versteht sich von selbst, daß dieser Grad um so höher steige, je höher die Zahl, die Verschlagenheit der Bös= und Uebelgesinnten, je höher der Misbrauch ihrer Talente, Kräfte, Rechte, und der ihnen sonst gerne zu gönnenden Freyheit steigt.

In eben dem Maaße also, in welchem das sittliche Verderbniß in einem Volke zunimmt, werden Gesetze, Zwang und Einschränkung, werden Strenge und Strafe zunehmen. Indessen verlangt der Mensch nach Freyheit, und er glaubt derselben um so mehr zu haben, je weniger, je gelinder der Zwang ist. Er fühlt sich durch die anwachsende Menge von Einschränkungen, durch die immer wiederholte Drohung geschärfter Strafübel gedrückt,

und

und der gutdenkende, redlichhandelnde Bürger bedürfte deren auch nicht. Er vergleicht etwa seinen Zustand mit jenem eines nahen oder fernen Volkes, wo alles in einem fesselfreyerem, aber auch um so thätigern, gesegnetern Gange ist, und ohne immer auf die Gründe zu sehen, die diesen Unterschied nothwendig machen, seufzt er nach dem Lande der Freyheit, immer unzufriedner mit der Regierung desjenigen, das er bewohnt. Aber es ist hier noch wahrlich nicht an der Regierung, sondern am Volke gelegen, warum jene so viele Schranken setzt, und dieses duldet. Nicht der böse Wille der Vorsteher macht es, daß diese so wenig Freyheit geben wollen, sondern der böse Wille der Untergebnen, daß sie nicht mehr geben können. „Bürger, könnte man diesem Volke zurufen, werdet besser, dann werdet ihr auch fähig seyn, freyer zu werden. Durch sittliche Vervollkommnung arbeitet an dem aufzuführenden Gebäude eurer Freyheit selbst, und bevor ihr fodert, daß man euch mehr Freyheit gebe, machet euch erst empfänglich, daß man sie euch geben könne. Sehet nur auf den großen Unterschied zwischen zweyen Familien; in beyden sey ein guter Vater, aber in der ersten viele böse, und in der zweyten gute Kinder. Jene wird man beständig unter der Aufsicht und Ruthe, unter Zwang und Strafe halten müßen,

und

und die Führung des Hauswesens wird unter mancherley Hindernissen, unter mancherley Misvergnügen und übler Laune der Bösen und Unzufriednen schlecht gedeihen; diesen wird man hundert Dinge, die man jenen untersagt, ohne Gefahr des Misbrauches erlauben können, und die Wohlfahrt des Hauses wird um so ergiebiger und schneller zunehmen, je thätiger, zwangfreyer der Gang der heitern und muntern Arbeiter ist. Suchet also zuerst, gebesserte, gute Kinder zu werden, damit man euch um so mehr erlauben, und euch im unschädlichen Genusse der größern Freyheit zufriedner, und zu allen euren Geschäften aufgelegter, froher und freudiger machen könne.

Freylich sollten euch zu eurer moralischen Verbesserung der oder die Regierenden durch dienliche Anstalten verhülflich seyn. Das führt mich aber eben zur zweyten Bedenklichkeit, die in Betreff einer wahren bürgerlichen Freyheit obwaltet.

Wenn vom Volke die Frage gilt, ob man ihm höhere Freyheit geben könne, so gilt vom Regenten, er mag nach Verschiedenheit der Verfassung nur eine physische Person ausmachen, oder in mehreren, die oben ansitzen, eine moralische vorstellen, eine zweyte Frage, ob er ihm diese höhe-

re Freyheit gewähren wolle, ob er nicht aus Privatabsichten Eingriffe darein machen werde. Wir wollen ihm die hiezu nöthige Einsicht einsweilen zutrauen, und für jetzt nur von dem, worauf es vorzüglich ankömmt, von dem guten Willen fragen.

Dazu kann man zweyerley fodern, einmal, daß er nicht mehr, nicht strengeren Zwang anwende, als das Volk zur innern Ruhe und Sicherheit bedarf; und dann, daß er es so helldenkend und gutgesinnt zu machen strebe, damit es immer weniger Zwang bedürfe, immer fesselfreyer von selbst gehen, und seine Schritte gehörig abzumessen lerne.

Wie will man es nun machen, daß der Regent so gesinnt sey, oder wenn er es nicht ist, doch so handle?

Hier, denke ich, liegt das große Gebrechen aller bürgerlichen Regierung und Staatsverfassung.

Ein höchster Gesetzgeber — Vollzieher — Richter — oder doch ein Letzter und Höchster, bey dem man sich über all dieses, über die Ausübung seiner gesetzgebenden und vollziehenden, seiner

Rich-

Richtergewalt zu verantworten habe, muß in jedem Staate, bey jeder Verfassung seyn, dieser Letzte und Höchste mag nun aus einer oder mehreren Personen bestehen — mag ein König, ein Senat, eine Nationalversammlung, ein Areopagus, oder eine Anzahl von Ephoren seyn. Ueber diesen Lezten und Höchsten hat kein Zwanggesetz Platz. Oder wollt ihr ihm wieder einen setzen, der ihn richtet, wieder einen, der Rechenschaft von ihm fodern, und Zwang gegen ihn gebrauchen kann, so war nicht er, so ist dieser der Lezte und Höchste, und ihr werdet die Instanzen nicht ins Unendliche vervielfältigen können. Irgend bey einem — sey er eine physische oder logische Einheit — hört die Zwanggewalt auf, und die Erfüllung seiner Amtspflicht kann von keinem Staatsgesetze mehr erzwungen, muß lediglich seinem eignen freyen Willen heimgestellt werden. Wollt ihr am Ende etwa gar das Volk als den höchsten Souverain und Richter ausrufen, so könnte man euch zwar wieder sagen, daß es sich nur einseitig die höchste Richtergewalt herausnehme, und daß man dadurch eben aus dem bürgerlichen Verbande heraus und in die Lage des sogenannten Naturzustandes zurücktrete; daß man die höchste Gewalt dadurch gar unsichern Händen und größtentheils sehr unverständigen Köpfen anver-

 traue;

traue; daß am Ende sich das Volk wieder durch Wenige leiten, durch Wenige repräsentiren lasse, und dieß meistens thun müße, wenn es doch zu einem Einverständnisse, zu einem Abschlusse kommen soll — Dieß, und noch vielerley ließe sich gegen die gewöhnlich so unaufgeklärte, so leicht zu täuschende, so reitzbare und leidenschaftliche **Majestät des Volks** sagen. Aber hier ist genug, nur dieß zu bemerken, daß, wenn das Volk wirklich die höchste Gewalt und letzte Instanz vertreten soll, auch hier kein Zwanggesetz weiter Platz habe, um dasselbe zur gerechten Ausübung seiner Gewalt, und seines höchsten Richteramtes zu vermögen.

Hier, wie gesagt, scheint mir vorzüglich das Gebrechen aller menschlichen Staatsregierung, und Staatseinrichtung zu liegen.

Wozu traten die Menschen in einen Staat, unter Staatsgesetze und Staatsregierung zusammen? Weil sie sich durch Vernunftgesetze gewöhnlich nicht selbst regieren wollten, sollten sie durch Staatsgesetze regiert werden; weil sie sich durch die moralische Gewalt des Sittengesetzes von ungerechter Behandlnng ihrer Mitmenschen, von Störung ihrer Ruhe und Sicherheit nicht ab-

halten

halten ließen, sollten sie durch die physische Gewalt des Staates davon abgehalten werden. Und doch eben die Menschen, die der Herrschaft der Moralität so wenig zutrauen, und darum einen Staat und eine Zwanggewalt wenigstens zur Erreichung der Legalität so mancher Handlungen errichten, können in eben dem Staate bey den höchsten Aemtern, in denen sich das Staatsgebäude als im obersten Mittel- und Haltungspunkte schließen soll, nichts mehr von der Wirkung eines Zwanges gegen die höchsten Vorsteher, müßen alles einzig von ihrem freyen ungebundenen Willen, und von ihrer Sittlichkeit erwarten. Eben das, dessen Mangel die bürgerliche Gesellschaft ersetzen soll, kann allein den Zweck derselben, die innere Ruhe und Sicherheit, die unschädliche Freyheit der bürgerlichen Gesellschaft vorzüglich begründen und festigen — Und dieß ist, der freye Gehorsam der höchsten Vorsteher gegen das Sittengesetz der Vernunft, Kraft dessen sie allein in Ermanglung eines Zwanggesetzes, sich selbst nur soviel Einschränkung ihrer Untergebnen erlauben, als zur Erzielung wahrer Freyheit nöthig ist: keine unbefugten Eingriffe machen oder begünstigen, und noch dazu, daß dieser Einschränkungen immer weniger nöthig seyn möge, zu bewirken streben. Nur da, wo die höchste Gewalt, wenn

sie gleich alles kann, was sie will, doch nur thut, was sie soll; nur da, wo die höchste Gewalt ihre Privatvortheile und Neigungen dem Sittengesetze der Vernunft unterwirft, wird das Volk, ohne Abbruch der wahren, unschädlichen Freyheit unterworfen seyn. Nur da, wo der Regent sich selbst nach den Gesetzen der Sittlichkeit regieren will, wird der Bürger nach den Zwanggesetzen des Staates ohne sklavische Bedrückung regiert werden.

Man mag also auf Seite des Volkes, oder auf Seite des Regenten dasjenige erwägen, was die bürgerliche Freyheit befördern, erhöhen, und sichern kann; so wird man beydesmal diese Beförderung, Erhöhung und Sicherstellung am Ende bey jeder Verfassung nur in der Moralität des Volkes, nur in der Moralität des Regenten auffinden. Erhöhte Moralität des Volkes macht, daß es immer weniger, immer milderer Zwanggesetze bedarf, und erhöhte Moralität des Regenten macht, daß er nicht mehr, nicht strengere Zwanggesetze giebt oder begünstigt, als deren es bedarf; ja, daß er selbst sein Volk zur moralischen Selbstregierung immer mehr gewöhne, damit es der physischen Zwangregierung immer weniger bedürfe; damit es eine immer höhere Frey-

heit

heit empfangen, und die lästigen gewaltsamen Einschränkungen ohne Nachtheil immer mehr entbehren könne.

Sittlichkeit und Tugend des Menschen ist also die Grundfeste und der Garant der wahren Freyheit des Bürgers. Diese Grundfeste und diese Garanten kann keine Art der Staatsverfassung, so künstlich und vorsichtig sie auch immer ausgedacht seyn mag, durch irgend eine andre Grundfeste, durch irgend einen andern Gewährsmann ersetzen. Von Seite des Volks ist ohnehin zu einleuchtend, daß nur mit Zunahme der vernünftigen Selbstregierung die gewaltsame Zwangregierung abnehmen möge. Aber auch von Seite des Regenten kann keine noch so weise, noch so künstlich verflochtne Staatseinrichtung die Stelle der Tugend ausfüllen, weil keine bürgerliche Regierungsart anders als durch Zwanggesetze wirken, mit diesen aber die höchste Gewalt nie erreichen kann.

Daß sich weder vernünftige Selbstregierung beym Volke, noch vernünftige Staatsregierung beym Fürsten ohne Aufklärung denken lasse, ist zu sichtbar, als daß man sich bemühen sollte, es sichtbar zu machen. Einsicht des Verstandes und

Güte des Willens, Aufklärung und Tugend — Weisheit — ist die einzige sichre, dauerhafte Grundlage der bürgerlichen Freyheit.

Ich weiß diese Abhandlung nicht besser als mit den Worten eines Ungenannten zu schließen. Er sagt:

„Ehre der Vernunft, der Statthalterin des „Himmels, Ehre dem Gesetz, das sie diktirt hat! „— alle Plane von hoher Vormundschaft, (für„wahr allerhöchste Gevaterschaft wäre oft zuträg„licher) alle Projekte von allgemeiner Gleichheit „und Freyheit, wenn sie nicht hiervon ausgehen, „oder etwas anders sagen wollen, als jene Dik„tate der Vernunft, sind eitle Pfuschereyen in „Fächer, die nicht für uns gehören, und müßen „fallen; oder wenn sie stehen, so stehen sie blos „durch zufällige Annäherung an jene einzige sichre „Form. Nur so weit sieht der Mensch, und nur „diesen Theil des großen Plans kann seine Ver„nunft bearbeiten. — Und mit der Ausführung „anzufangen, dazu taugt jede Regierungsform. „Freylich geschieht der Anfang am besten von „oben, weil da selbst die Mode, der Tugend zu „statten kommen würde. Es würde auch schon „häufiger dort angefangen seyn — denn angefan-

„gen

„gen ist hie und da, und selbst in Deutschland, „Gott Lob, sind die Beyspiele nicht selten — „wenn es ein Gesetz wider die Aufwiegler der „Regenten gegen die Unterthanen, ich meyne die „Speichellecker, gäbe, so wie es eines wider die „Aufwiegler der Unterthanen gegen die Regen„ten giebt.“

VIII.

Ueber

bürgerliche Regierung, Verfassung und Wohlfahrt.

Wenn ein Handwerker alle Nacht acht oder neun Stunden träumen könnte, daß er König sey, so würde er so glücklich, als ein großer Theil der Fürsten seyn. Aber das Glück, das sich so erträumen ließe, muß doch nicht das rechte Fürstenglück, muß ein Glück seyn, wobey die Einbildung alles, und die Vernunft nichts zu sagen hat.

Ohne Gesetze kann keine Gesellschaft bestehen; der Beweis davon sind selbst Räubergesellschaften. Sie übertreten zwar das göttliche und menschliche Gesetz, machen sich aber doch selbst eins, dem sie gehorchen.

In der Monarchie darf Jedermann nur für sich und die Seinigen sorgen; in der Demokratie muß er seinen Geschäften, seiner Ruhe, und sei-

nem Vergnügen einen Theil der Zeit entziehen, um ihn auf die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte zu wenden. Wenn der Regent ein Vater ist, und darauf sieht, für den Sohn Sorge zu tragen, wie kann es dem Sohne einfallen, sich ein Vorrecht daraus zu machen, daß er einen Theil dieser Sorge selbst übernehme?

Das Volk ist nur so lange glücklich, und der Regent auf seinem Throne nur so lange sicher, als dieser seine Unterthanen wie seine Kinder, und die Unterthanen ihn als ihren Vater ansehen. Wenn aber das Volk schlimme Väter, und schlimme Väter unartige Kinder bekommen, dann löset sich oder reißt das feste Band, das Kinder und Väter zusammen hält, dann sinkt das Glück von beyden, das nur auf dieser Verbindung ruht. Die Völker stürzen ins Elend, und die Regenten vom Throne; man ruft: Freyheit, und fällt in Anarchie. Indeß ist kaum eine monarchische Regierung so sehr verdorben, daß sie nicht besser als Anarchie wäre.

In der Monarchie können Misbräuche einschleichen, aber die Monarchie selbst ist keiner fähig. Wer dem gedrückten Volke, um die Misbräuche zu heben, die monarchische Regierung nimmt,

sehe zu, ob er nicht der Arzt sey, der dem Kranken das Haupt abschlägt, damit es ihm nicht mehr wehe thue.

Wenn der Regent durch persönliche Ueberlegenheit die Hochachtung, und durch popularität die Zuneigung des Volkes hat, so herrscht er bey der eingeschränktesten Regierungsform willkührlicher über die Gemüther freyer Menschen, als der asiatische Despote über die Leiber misvergnügter Sklaven.

Es ist für einen freymüthigen Mann, oft selbst für Minister und Könige die gefährlichste Sache, **Recht zu haben**; wenn man keine Infanterie und Kavallerie, wenn man keine Kanonen und nichts weiters, als **Recht** hat. Man glaubt, sein Recht behaupten zu müßen, und das Unrecht des Stärkern raubt uns oft zweymal so viel, als man fodern konnte. Alle unsere Beweise, die noch so gut demonstriren, schlägt er mit Maschinen und Soldaten nieder.

Die Nation, die immer über monarchische Löwen schreyt, die sie zerreißen, hüte sich nur, unter demokratisches Ungeziefer zu fallen, das sie auffrißt.

Wo der Untergebene den Vorsteher wählen darf, da könnte man jedem Wahlmanne das erste der zehn Gebothe zurufen: „Wähle einen, der Kraft und Leben hat. Du sollst dir kein geschnitztes Bild machen, um es anzubethen.“

Man bedarf für den Staat, und die Staatsämter so viele Personen, daß man sie dafür nicht hinlänglich besolden kann, nnd Leute nimmt, die Privateigenthum für sich haben. Aber was geschieht? Der Privatvortheil stößt gegen den allgemeinen an, und der letztere muß gar oft verlieren, damit der erste gewinne. — Wenn der Burgermeister ein Bäcker ist, so backt man das Brod klein.

Despotischer Staat ist, wie eine Lanze, oben klingts, unten ist Holz — wie ein Kegelspiel: was Seine Majestät nicht allerhöchst eigenhändig fällt, das thun die Kegel selbst; einer wirft den andern um.

Erkünstelte Größe ist ohne Grundfeste, und ein Thurm ohne Grundfeste stürzt um so leichter, je höher er ist. Wer auf den Zehen geht und steht, ist größer, als seines gleichen; aber er fällt auch bey jedem Stoße leichter, als andere.

Wenn

Wenn wir einmal alle eine Heerde sind, und nur Gott unser König ist, dann ist das Fest aller Heiligen. Lauter weise und gute Menschen würden keines Regenten bedürfen, sondern jeder sein eigner seyn. — Den größten Fürsten, König oder Kaiser stelle ich mir so vor: er legt Krone und Scepter nieder, und sagt seinem Volke: **Ich habe dich dahin gebracht, so gut und weise zu seyn, daß du keines Königes mehr bedarfst.** — Arzt und Fürst sind nur wegen der Ausgelassenheit und Krankheit des Volkes nöthig. Die besten Aerzte und Fürsten sind jene, die streben, das Volk auf eine andauernde Weise gesund, und vernünftig, und sich immer mehr überflüßig zu machen. — Dieß, wird man sagen, ist ein schönes Ideal, und wird auch wohl, leider, ewig eines bleiben. — Sey es, daß wir es nie erreichen, aber Pflicht wäre doch das Bemühen, ihm stets näher zu rücken, und jeder Regent, jeder Vorsteher sollte, mag er ihn auch nicht treffen, auf diesen schönen Mittelpunkt zielen, daß er immer weniger zu befehlen und zu regieren habe, und sein Unterthan sich immer mehr selbst zu regieren lerne. Die Schulmeister und Vormünder kann man einmal nicht loben, die ihre Lehrlinge und Pupillen mit Fleiße so unwissend und unmündig zu erhalten suchen, daß sie ewig

ihre Schulmeister und Vormünder bleiben können.

Ein Bienenstock ist ein exemplarisch monarchischer Staat. Die Blumen geben nur so viel Saft her, daß ihnen darum an ihrer Schönheit und Gesundheit nichts entgeht. — Die Biene ist militärisch, aber wenn sie zu sehr stechen will, zerreißt sie ihr Eingeweide.

Gesetze, ohne Achtung dafür, sind Professores ohne Studenten. Sie docieren, aber niemand horcht auf.

Durch Gezänke und Disputationen wird keine Wahrheit, und durch Kriege kein Länderanspruch ausgemacht. Nach etlichen Jahren fangen Feder- und Schwertkriege wieder von vorne an.

Von manchem Hofe und Ministerium ließe sich sagen, was ein preußischer General einst an seinen großen König von dem Französischen schrieb: „Alles Ausschuß; kein Hofkavallier, der sieben mißt.“

Es gehört viel Aufmerksamkeit dazu, die gute Gelegenheit zu beobachten, und viel Klugheit, sie recht zu gebrauchen. Wer die Zeit der Fluth ergreift, kömmt ans Ziel; wer sie versäumt, bleibt auf der Sandbank sitzen. Doch wird alle

Aufmerksamkeit und Klugheit in der Wahl und dem Gebrauche der Mittel verächtliche Politik bleiben, wenn sich nicht Weisheit in der Wahl des menschenwürdigen Zweckes damit vereinbaret.

Der größte Segen der Fürsten ist, freye Menschen und redliche Freunde; und der größte Fluch, Sklaven und Schmeichler zu haben.

Der am ersten Platze spielt selten die erste Rolle. Der Minister regiert den Regenten, und der Sekretär den Minister. Es giebt nur gar viele Schauspiele in der Welt und im Theater, wo zwar Könige und Fürsten mithandeln, aber keine Hauptperson machen.

Ein Fürst läßt sich am liebsten von dem regieren, der's am besten zu verbergen weiß, daß er ihn regieren will. Dieß weiß gewöhnlich die Maitresse und der Kammerdiener feiner zu machen, als der Geschäftsmann.

Rohe Völker, denen das Nothwendige fehlt, oder die das Angenehmere lockt, rauben; kultivirte Fürsten, die der Ueberfluß nicht sättigt, erobern.

Nach der altfränkischen Gesetzordnung entschied Zufall und Stärke; blind, aber schnell, bey

bey unsern bändereichen Gesetzen urtheilt man oft nicht billiger, aber allemal langsamer.

Der Name Vater ist für den Fürsten der beste Kommentar, der ihm seine Pflichten vorhält, und sein schönster Lobspruch, wenn er sie erfüllt.

Der Fürstenhof ist ein Gebäude von Marmor; die Leute sind trefflich polirt, aber hart; sie glänzen wie Mondenlicht, das nicht wärmet.

Der Sklave einer Regentin zu seyn, hält oft auch der Große für Ehre; den eines Regenten zu machen, gewöhnlich zur Schande. Eine Fürstin wirkt auch durch ihre Weiblichkeit auf die Männer; ein Fürst auch durch seine Mannheit auf die Weiber. Allein in dieser Rücksicht ist ein Fürst weit übler daran, als eine Fürstin. An diese schließt sich der an Geist und Körper starke, an jenen der an beyden schwache Theil der Nation an. Und wenn diese Theile etwa gar über ihre Herrschaft herrschen, dann wird bey einem Landesherrn der Staat durch Weiber, und bey einer Landesfrau durch Männer regiert werden.

Der Fürst, der seinem Erbprinzen die Liebe des Volkes zum Erbtheile zurückläßt, überliefert ihm eine volle Schatzkammer.

Der Mensch kann nichts weniger, als Despotismus dulden, und sucht doch oft nichts mehr, als Despot zu seyn. Der kleinste Dorfrichter will, daß man ohne Widerrede handle, wie er befiehlt, und der unbekannteste Professor, daß man denke, wie er denkt. Der Mensch möchte gerne weder einem Könige, noch einem Pabste gehorchen; aber selbst mit der unbeschränktesten Willkühr einer seyn.

Wem die Vernunft gefährlich wird, der sucht sie in Beschlag zu nehmen; verlangt blinden Glauben für seine Meynungen, und blinden Gehorsam für seine Befehle. Aber so ein Gebäude hält nicht. Blinder Gehorsam ist ein bleyern Dach, das zu sehr drückt, und blinder Glaube ein hölzern Fundament, das wenig trägt, und bald fault.

Titel und Ordensband decoriren nur den Mann, der keiner Decoration bedarf; der nicht Ehre von Titeln und Aemtern empfängt, sondern ihnen Ehre macht. Wer persönliche Verdienste hat, darf sich nicht mit fremden brüsten; und wem sie fehlen, den kann kein Geburtsrecht dispensiren, eignen Werth zu haben. Wer sich ohne eigne Verdienste auf tapfere, und edle Ahnen beruft, erklärt sich für einen Bastard von ihnen —

die

die ihre Vorzüge nicht erben konnten, sondern erobern mußten.

Der Mensch begiebt sich in die bürgerliche Gesellschaft, um sicher und froh zu leben; aber wie oft artet die Gesellschaft dahin aus, daß nur viele wenigen zum angenehmen Lebensgenuß dienen? Er will Zweck seyn, da er in die Gesellschaft tritt, und wird bald nur als Mittel gebraucht, da er darin ist.

Gesetze drücken, wenn sie Dinge ordnen, die wir selbst nach unserer Einsicht und Willkühr zu ordnen gewohnt sind. Wem wird es in einem Lande schmecken, wo die Regierung einen allgemeinen Küchenzettel promulgirt?

Aeußere politische Freyheit kann dem Menschengeschlechte nur durch innere moralische zugesichert werden. Diese allein kann eine wahrhaft freye Staatsverfassung von innen begründen, und von außen beschützen. Aber dazu gehört uneigennützige Vernunft, eine Gottheit, die in dem Menschen wohnt, aber den Staatsmännern, und selbst Philosophen größten Theils eine unbekannte Gottheit ist. So lange nicht Vernunft durch eignes und durch höheres Licht herrschend wird, und der stärkere Theil auch der bessere

ist; so lange bleibt die politische Freyheit ein gefährliches Steckenpferd für die vielen Philosophen, die berufen, und ein frommer Wunsch für die wenigen, die auserwählt sind. Die Nation bleibt unmündig, und fodert Regenten, die nothwendig Zwang anwenden, sie oft als **Kinder** und Sachen behandeln müßen, weil sie sich nicht als **Männer** und **Personen** zeigen wollen.

Wir haben im Staat wohl Richterstühle. Aber es ist nicht selten weit kostspieliger, Recht zu suchen, und zu finden, als Unrecht und Bedrückung zu leiden.

Sobald man dem erblichen Adel zu hohe Vorzüge und Vortheile einräumt, so wird er ein großes Hinderniß der unvererblichen Tugend, ein Verderbniß der Sitten. Der adeliche Vater darf seine Kinder noch so schlecht erziehen, der Sohn sich um keine Verdienste bewerben; beyde sind doch sicher, daß man ihnen äußere Hochachtung erweisen, und zu den ersten Aemtern Weg machen muß. Kann man ohne Verdienste hervorragen; wo bleibt die Ermunterung, sich durch Verdienste zu erheben? Wo die Hochschätzung, die ausschließend nur dem Verdienste gehört?

Kühne Sätze über Religion und Staat kann man nur einem brausenden Jüngling, und auch diesem nur in der Hoffnung verzeihen, daß er sie sich nach ein paar Jahren selbst nicht mehr verzeihen wird.

Die Pädagogik ist die Königin aller Staaten. Von ihr, und ihrer Gesundheit hangt es ab, ob Engel oder Teufel, Haupt oder Bauch regiere, und regiert werden solle.

Zur Staatsordnung gehört Unterordnung.

Es giebt Leute im Staat, die sich ohne alle Bande und Ketten nicht bändigen lassen. Aber wenn die Machthaber jene gar zu enge zusammenziehen, so sind sie es selbst, die sie sprengen. Bey dem hartmauligen Gaul thut es nicht immer Peitsche und Gebiß. Streichle ihn zu Zeiten; dann trägt er dich, wohin du willst. Es ist eine Frage: Kömmt man mit dem Volke weiter, indem man seine Vernunft aufklärt, oder seinen Vorurtheilen nachgiebt? Der weise und gute Regent weiß selbst diese zu nützen, um angemeßne Aufklärung und Glückseligkeit zu befördern. Er bringt aus dem Chaos Ordnung, und aus der Finsterniß Licht hervor.

Theilt die Leute im Staat, wie das Bier im Faße, in drey Theile: Oben ist viel Schaum, unte viel Hefe, in der Mitte gut Bier.

Für den Fürsten ist es rühmlich, wenn er nur gerechte und nothwendige Auflagen macht, und der Unterthan meist zufrieden und glücklich, wenn er keine andern bezahlt. — Die Auflagen messe man nie nach dem ab, was das Volk geben kann, sondern nach dem, was es billig geben soll. Man sehe nicht darauf, was der Unterthan ohne äußerste Noth enträth, sondern was ein gut geordneter Staat zu seiner Nothdurft bedarf. —

Wenn im Staate immer einer über den andern gesetzt ist, so geschieht es darum, weil beynahe keiner sich selbst zu regieren weiß, und immer einer den andern regieren soll. Wenn aber in der Gesetzgebungs: in der Richter- in der Vollziehungsgewalt immer einer den andern regieren soll, so sollte doch überall der Letzte, oder Oberste sich selbst zu regieren wissen, und da kein äußerer Zwang für ihn mehr möglich ist, freywillig thun, was Pflicht und recht ist. Wie ists anzuordnen, daß nur solche Männer auf die oberste Stufe kommen? Dieß ist das große Problem, der verwickelte Knoten, den noch Niemand gelöset hat, und wohl

Niemand durch Politik oder Staatskunde lösen wird. Das, was eine Regierung zur besten Regierung macht, liegt nicht mehr in der Staatsverfassung, in der Politik, sondern außer derselben in der Moral und Moralität, kraft der Niemand, der auch vom Staate ungestraft kann, seine Gewalt oder Stärke misbrauchen will. Man kann wohl mittels Vertheilung der Zweige der obersten Gewalt eine durch die andere einschränken, Neigung gegen Neigung ins Gegengewicht legen, die verwickelste und künstlichste Kontrole aussinnen; aber bis dahin wird man es nie bringen, daß alles der Pflicht und Tugend gemäß geschehe, wenn gleich der Mann, dem man dieß zumuthet, weder auf Pflicht, noch auf Tugend hält. Nichts sichert eine gute Regierung als Moralität, und nichts kann Moralität so sehr befördern, als Religion. Sehet zum Staatgebäude das Fundament, ohne welches jenes auf Sand ruht, bey jeder stürmenden Witterung zusammenfällt, und dann wieder höchst künstlich, aber eben so unhaltbar errichtet wird.

Gelehrte Gesellschaften könnten in einem Staate viel Gutes stiften, wenn sie weniger auf blendenden Ruhm, und mehr auf Erforschung nützlicher Wahrheit, Erfindung nützlicher Künste

und Werkzeuge hielten. Aber so rechnet man gelehrte Gesellschaften zu einem wohleingerichteten Staat, wie Folianten in eine Bibliothek. Wenn sie auch wenig gelesen werden, oder das Lesen wenig verdienen, so fallen sie doch ins Auge.

Es sagt jemand — ob mit Recht, forsche der Leser: — In Deutschland ist wegen des in so viele Theile zerstückten Landes kein Gemeingeist. Ein Durchreisender lernt Pfälzer, Bayern, Sachsen, Oesterreicher ꝛc. aber keine Deutsche kennen. Es herrscht nur Partikularinteresse, aber Kälte und Gleichgültigkeit gegen das allgemeine Nationalinteresse.

Zwischen dem Regenten und dem Volke besteht ein Vertrag. Jener sagt: Ich will dich nach meiner besten Einsicht gut regieren. — Und dieses: Ich will dir genau gehorchen. — Nun ists aber leichter an sich, genau gehorchen, als gut regieren. Und doch hört man so oft: „Ich mag nicht gehorchen.“ Aber nie: „Ich will nicht regieren.“ Würde dieß wohl von Seite des Volkes und des Regenten Platz finden, wenn beyde Theile nur auf die Pflicht, und auf die Beschwerlich- oder Leichtigkeit sie zu erfüllen sähen? Wo sehen sie dann hin? Meist nicht auf die Haupt-

sondern

sondern auf die Nebensache; das Volk auf das Unangenehme, und die Einschränkung der Freyheit, die mit dem Gehorchen — und der Regent auf das Angenehme und die Vorrechte, die mit dem Regieren verbunden sind. Nicht, was sie thun sollen, sondern was sie dabey zu entbehren oder zu genießen haben, ist jenes, worauf sich ihr Blick richtet.

Es war eine Zeit, da man zum Volke nie anders sprach, als von seinen Pflichten, und die Könige nur immer unterhielt von ihren Rechten. Nun schien es eine Zeit her, wenigstens in einem benachbarten Reiche, als wolle man die Sprache für immer umkehren; dem Volke predigen nur seine Rechte, und den Fürsten nur ihre Pflichten. Warum so einseitig? Es war ein Fehler, daß man den Fürsten zu viel schmeichelte. Verbessert man ihn, wenn man den entgegengesetzten begeht, und nun dem Volke schmeichelt? Saget beyden zuerst von ihren Pflichten, und dann erst von ihren Rechten. Es giebt kein Recht, gegen Pflicht zu handeln. — Die Hofschmeichler waren niedrige Geschöpfe; sind es die Volksschmeichler nicht auch? Jene meynten es mit den Fürsten nicht gut; wie meynen es diese mit dem Volke? Sie hintergehen, verderben das schwache Volk, wie jene die schwa-

chen Fürsten; Beyden ist es wohl nicht darum zu thun, um andern ihre Rechte zu sichern, sondern um sich selbst große Vorrechte zu erwerben. Wehe dem Könige, der Schmeicheleyen gerne hörte; er mußte sie immer theuer bezahlen; und wehe dem Volke, das sich von dieser Schlangensprache bethören läßt; es wird ihm eben so hoch, oder noch höher zu stehen kommen.

Es giebt unter dem Adel einen Pöbel, wie unter dem Volke. Er muß sich unter beyden vermehren, wenn dieser keine Erziehung, und jener Aemter und Ordensbänder auch ohne Erziehung erhält. Der Eine kann sich dann, und der Andere will sich nicht erheben.

Regenten dürfen sich auf Lobeserhebungen nicht zu viel einbilden. Es giebt der feilen Lobredner eine Menge, die sich oft mehr durch ihre Lobreden erniedrigen, als den Fürsten erheben. Fürsten, die zugleich große Männer sind, gebührt ein mäßiges, aber ausgewähltes Lob, und der würdigst unverdächtigste Lobesspruch eines weisen Regenten kömmt nicht aus dem Munde eines feigen Redners, sondern aus dem Munde eines freyen Volkes.

Viele

Viele Kanonen und Soldaten, gute Generäle, Karten und Zeichnungen haben — ist noch lange nicht so viel, als Recht haben. Wenn dem Mächtigen das Recht der Vernunft und das Blut des Volkes heiliger ist, als Stärke und Macht; dann erst verdient ers, mächtig zu seyn.

Wenn König David sich enthält, das Wasser zu trinken, das ihm drey tapfere Männer von Bethlehem holen, und sich darum enthält, weil sie es mit Gefahr ihres Lebens holten; so ist zwar die Enthaltsamkeit schön, sie zeugt von Beherrschung seiner sinnlichen Triebe; aber der Grund davon noch schöner; er zeugt von Menschenschätzung, und von Enthaltsamkeit aus Menschenschätzung. Der Mensch ist mehr werth, als daß er zur Befriedigung der sinnlichen Neigung seines Königs das Leben wagen sollte. Das will David, hier vorzüglich ein Muster der Könige, sagen, wenn er sagt: Gott bewahre mich, daß ich das Blut dieser tapfern Männer trinken solle.

Je weniger Laster, desto mehr Friede von innen in jeder einzelnen Seele, desto mehr Einigkeit und Zusammenstimmung von außen im ganzen Staat. Wo Bürger und Vorsteher der Tugend gemeinschaftlich einen Altar errichten, da steht es

gut

gut mit Stadt und Land, so lange der Altar steht. Wer ihn umreißt, reißt die allgemeine Wohlfahrt, die allgemeine Sicherheit, Kraft und Stärke um. Wären doch einmal Thron, Schule, Kanzel und Gerichtsstube einmüthig für die Tugend, dann dächten die Laster an ihre Abreise, und der Altar stünde fest.

IX. Ver-

IX.

Verschiedene Bemerkungen.

Das Band zwischen Geist und Körper ist so enge geschlossen, daß man bald dem Geiste die Eigenschaften des Körpers, und bald dem Körper die Eigenschaften des Geistes beylegt. Man fragt: Wo hat die Seele ihren Sitz? da doch Ort und Raum etwas für den Körper ist. Man fragt: Warum trachten alle Körper nach dem Mittelpunkt der Erde, da doch Trachten eine Wirkung des Geistes ist. Wir kennen weder was der Körper, noch was der Geist, noch was das Band zwischen beyden sey, und eben alles das, was der Mensch nicht kennt, ist doch der Mensch.

Mit offener Karte spielen hat nichts Angenehmes, bringt Verlust und Verachtung. Verschlossen seyn, giebt als Vollkommenheit Vergnügen, als Klugheit Nutzen, und erweckt, wie alle Geheimnisse, Ehrfurcht.

Guter Rath gereicht dem zum Vortheile, der ein blödes Auge, aber ein gutes Herz hat;

der

der nicht selbst entdecken und erfinden, aber verstehen kann, was er hört, und hören will, was man sagt. Sonst hilft sich der Weise selbst; der Thörichte hört nicht, oder befolgt thöricht, was er hört.

Wer unfähig ist, die Jahrbücher mit preiswürdigen Thaten anzufüllen, der thut etwas sehr rühmliches, wenn er macht, daß die Geschichte nichts von ihm zu erzählen habe. Wer kein wichtig gemeinnütziges Werk vollführen kann, hüte sich, auch kein gemeinschädliches vorzunehmen. Er bleibe im engen Kreise, in seinem Hause, und bey seiner Familie stehen, so läßt er die Geschichte, und die Geschichte ihn ruhen.

Man schreibt an dem, was in der Welt geschieht, mehr Antheil der menschlichen Weisheit zu, als sie insgemein hat. Man giebt der Klugheit und dem Muth die Ehre, die so oft dem Glücke gebührt. Was heute geschieht, davon soll der Plan schon in einem Kabinete vor fünfzig oder hundert Jahren gelegen seyn; da er doch nur in den Anstalten einer höhern Weisheit lag, als die menschliche ist.

Es war einmal ein besonderer Narr. Seinen Bücherkasten sah er für einen Polyhistor an;

er

er glaubte Gänse mit Ordensbändern, und einem Sterne am Kropf, Raben im Toga, und Haasen im Sago zu erblicken; und einen Papagey hielt er für einen Magistrum legentem.

Der Gesunddenkende ruft auf der Buchhändlermesse, wie Sokrates auf dem Jahrmarkte: „Gott sey Dank! wie viel ist hier, das ich nicht bedarf!"

Im politischen Fache ist noch keine Verfassung auf immer bestanden, und im gelehrten noch kein System. Dort verdrängt ein Staat den andern, und hier eine Meynung die andere. — Die Zerstörer spielen in der politischen Verfassung die größte Rolle; und in der gelehrten, was thun unsre größten Köpfe? Sie sind meistens glücklicher im Einreißen, als im Aufbauen. Dort stiftet ein großer König ein Reich, und eine Reihe namenloser Könige folgt; hier erfindet ein Genie ein neues System, und zieht eine Menge Nachbether und Kompendien hinter sich her.

Die größte Wohlthat der Buchdruckerey ist das sichtbare Kommerzium der unsichtbaren Geister und Herzen. Sie macht die unsichtbaren Gedanken von einem Ende der Erde bis zum andern sichtbar, und hält die flüchtigen Töne fest.

Der beste Prediger ist nicht immer der, dem man im gedrängtem Haufen freudig zugeht, sondern jener, von dem man gerne allein, und nachdenkend weggeht. Bourdaloue, der allgemein geschätzte königliche Hofprediger sagte von einem, ganz einfach redenden Missionar: „Auf seine Predigten bringt man die Geldbeutel wieder zurück, die man in der meinigen stiehlt.“

Wenn sich unverheurathete junge Frauenzimmer übergroße Reichthümer sammeln, so muß es wohl darum geschehen, weil sie fürchten, ein Mann möchte noch eine Million kosten.

Die Schicksale der Schriften sind oft so unerforschlich, als die Schicksale der Menschen. Man sucht die schlechten auf, und setzt die guten hintan.

Hier nimmt man den Unterschied zwischen Gelehrten und Ungelehrten als sehr wichtig und groß an; jener soll um vieles mehr haben, als dieser. Aber dort besteht er vielleicht nur darinn, daß der Gelehrte von dem, was er gesammelt, mehr wegwerfen und vergessen muß; und der Ungelehrte von dem, was er hat, mehr behalten darf.

Ein Autor ist ein stolzers Ding, als ein Professor. Die Welt ist sein Auditorium. Da

sitzen

sitzen Kaiser, Könige, und Fürsten auf seinen Schulbänken. Aber er könnte wieder sehr demüthig werden, wenn er bedächte, daß ein großer Theil des Auditoriums ihn nur für lange Weile hört, ein anderer darüber einschläft, und kaum ein Paar von seinen Schülern das Wichtige zum Gebrauche in seine Schreibtafel einträgt.

Welt und Schule sind zweyerley: einmal, weil man dort Sachen sieht, da man hier nur Worte hört; und dann auch, weil es in der Welt ganz anders kömmt, als man gewöhnlich in der Schule sagt. Diese ist die alte, und jene die neue Welt. Die Leute, die dort und hier wohnen, sind nur gar zu oft Gegenfüßler.

Preise deinen Nachbar nicht zu frühe glücklich, und deinen Freund nicht zu frühe gut. Darum, weil der Morgen heiter, ist es noch nicht der ganze Tag. Des Abends muß man einen schönen Tag loben.

Viele sterben durch die Hand des Arztes schmerzhafter, als andere durch die Hand des Henkers; der größte Theil des medicinischen, der kleinste des natürlichen Todes.

Man will geliebt, oder gefürchtet seyn; man soll sich aus Liebe zu uns herneigen, oder aus

Furcht vor uns bücken. Den Beweis giebt die Person, die in ihrer Jugend eine H — — ist, und sich im Alter gerne für eine Hexe ansehen läßt.

Dieser Erdenball ist das Herz, unter dem jeder gelegen; die Brust, die jeder gesogen hat. Aus der Erde kömmt Nahrung für uns und unsre Mütter; unsre Windeln, und unser Leichentuch.

Gelehrte sind oft Aegyptier. Sie wollen die Menschen in ihre Systeme einschrauben, wie jene die Israeliten ins Joch. Sie schlagen auch wohl dadurch den auflebenden Geist nieder, wie die Aegyptier die Knäblein.

Leibnitz war im fünfzehnten Jahre Magister; allein als Magister war er nicht Leibnitz; und da er schon Leibnitz war, wie oft fiel er noch in den Magister? Hier wird nichts frühe, und nichts ganz vollendet.

Ein Franzose sagte im siebenjährigen Kriege: „Man wird den König von Preußen gefangen nach Paris führen.“ Madam Pompadour antwortete: „Nun, so wird man einen König zu sehen bekommen.“ Hier wollte ein Franzmann sehr windbeutlisch mit seiner Nation, und eine Franzmän-

nin,

nin, vielleicht mehr selbstgefällig, als lobrednerisch, mit ihrem Witz brilliren.

Wer erschrickt nicht vor einem Unsinnigen? Die menschliche Gestalt ohne Vernunft ist wirklich etwas schreckliches in der Natur.

Es giebt Leute, die sich darin wohlgefallen, daß sie vieles wissen, und andere, die darauf stolz thun, daß sie sich auf einen Gegenstand verstehen, gegen den sie alles übrige verachten. Wenn die Vielwisser das Viele ganz, und die Wenigwisser den einzelnen Gegenstand vollständig wüßten, so wäre beyden ihr Stolzthun noch zu verzeihen. Allein der Mensch hat gewöhnlich nicht Fähigkeit genug, vieles ganz zu umfassen, und selten Eifer genug, auch nur das Wenige sich vollkommen eigen zu machen. Nach dem gewöhnlichen Laufe gilt die alte Regel: „Bey sieben Künsten kann man betteln, bey einer Altmeister werden."

Träume sind Träume; und die Nacht stellt uns die Dinge anders vor, als sie der Tag zeigt. In Pharao's Traume wurden die sieben fetten Kühe von den magern, in der Welt werden meist die magern von den fetten verschlungen.

Wer von sich übel spricht, ist nicht selten der feinste Lobredner auf sich selbst. Wenn er bekennt, wie thöricht er ehemals war, so soll oft eben das Bekenntniß von seiner gegenwärtigen Einsicht zeugen, und wie weise er nun sey. Indem er eine Strafrede auf sich hält, so züchtiget er den, den er lieb hat.

Sokrates war ein Volksphilosoph; aus Hausmannskost bestand seine Mahlzeit, die gesund und stark machte. Er katechisirte jeden Kleinen und Schwachen — unsre Philosophen halten nur gerne unter sich gelehrte Disputationen.

Erst observirte man, demonstrirte dann, und observirt nun wieder. Es geht da alles im Kreise; wenn die Glocke Zwölfe geschlagen hat, so gehts von Eins an wieder auf Zwölfe. — Bald Vernunft, bald Sinne; bald Sinne und bald Vernunft, ohne vielleicht recht zu bedenken, daß der Mensch weder Vernunft, noch Sinne allein, sondern immer beyde zugleich hat.

Der Gang der Schriftsteller ist bald einem Bothen- bald einem Spaziergange ähnlich. Sie gehen entweders auf ihr Ziel in streng gerader Richtung zu, und da muß man mit ihnen über Berg und Felsen — oder durch kleine nicht so

sehr ermüdende, angenehme Umwege, und da will man mit ihnen selbst fort.

Die Philosophie der Schwärmer ist ein Leichnam, mit schönen Sentenzen einbalsamirt, aber todt.

Wenn der Blick des Forschers nicht immer findet, was er sucht; so findet er doch manchmal noch mehr, als er wünscht. — Ein mislungener chemischer Versuch liefert uns Porcellain und Pulver.

Erst dann lobt man den Künstler recht, wenn man über sein Werk sein Lob vergißt.

Wohlthätigkeit wirkt nicht immer Dankbarkeit für das, was man empfangen, sondern oft nur Zudringlichkeit und Unbescheidenheit im Begehren.

Jedermann verachtet die Schmeichler, und ist sein eigner.

Der Gönner, der sich eines Verachteten angenommen, sucht ihn immer mehr aus der Verachtung herauszuheben, damit er nicht selbst verächtlich erscheine. — Man nimmt einen welken Zweig, steckt ihn in die Erde; alsdann begießt man ihn, weil man ihn gepflanzt hat.

Wer zu viele Ränke macht, macht keine. Jedermann kennt seine List, und sie hört dadurch auf, eine zu seyn.

Verlangst du nach der Gunst eines eigennützigen Frauenzimmers, so laß dir etliche Louisd'or im Spiele abgewinnen, und sie rühmt dich im ganzen Ernste. Sie hat nun Vollkommenheiten an dir entdeckt, die ehehin so lange verborgen lagen, als deine Hand und dein Geld verschlossen blieb.

Der Tod wischt am Körper die Schönheit, und an der Seele die Flecken ab. Man wendet das Aug vom häßlichen Leichname ab, und sieht den Geist mit einem schonenden Blicke an. Todte sieht man nicht gerne; aber man beurtheilt sie gewöhnlich gelinde.

Gold giebt veniam ætatis, wenn man zu jung; und ein junges Weib, wenn man zu alt ist. Aber mit der venia ætatis kömmt darum nicht gleich Verstand, und mit dem jungen Weibe nicht gleich ihr Herz mit.

Das muß ein großer Mann seyn, dessen Fehler man laut sagen darf, ohne daß er darum aufhört, groß zu seyn.

Es giebt Feinde, deren Muth mit jedem Angriffe wächs; Festungen, wo das Sturmlaufen viel kostet, und wenig ausrichtet. In solchen Festungen wohnt der durch Ansehen und Herkommen geheiligte Irrthum, und das Vorurtheil. Offne Ankündigung der Fehde giebt ihnen Muth und Hartnäckigkeit; Entziehung der Nahrung entkräftet sie. Schneidet der Festung die Zufuhr ab, und der Kommandant wird kapituliren.

Die tiefe Weisheit der Aegyptier rühmen, oder gar nach ihr verlangen, heißt, große Geheimnisse und Künste von einem Volke fodern, das kaum taugliche Hütten zu bauen, und seine Wurzeln zu rösten verstand. Doch so ist der Mensch; er geht wallfahrten um den lieben Gott in der Fremde zu finden, den er zu Hause, inner sich, und überall in der Natur um sich her schauen könnte. Er will lieber hören, und den Kopf mit fremden Meynungen füllen, als selbst denken; lieber schlecht Brod betteln, als seinen Acker bestellen, der ihm gutes gäbe.

Es ist leichter, fremde Meynungen bestreiten, als seine eigne beweisen. Man ist stark, wenn man angreift, und schwach, wenn man vertheidigt. Woher dieß? Irrthümer giebt es über eine

Sache der Menge, reine Wahrheit unter allen Irrthümern nur eine. Jene deckt der Scharfblick bald auf; aber diese findet er nur langsam; und oft, wenn er sie für sich gefunden, weiß er sie doch nicht lichtvoll genug für andere darzustellen. Wir schweben in einer Dunkelheit, wo man schwer sagen, was der vorliegende Gegenstand sey, aber leicht zeigen mag, daß er das, für was ihn andere voreilig ausgaben, nicht seyn könne.

Der Beruf zum Denken ist der deutlichste in der Welt. Wen der Himmel dazu nicht ausersehen, der mengt sich nicht darein; und wen er dazu berufen hat, der muß auch dem Rufe folgen. Er ist so unwiderstehlich, als der prophetische Geist.

Rezension elender Scribenten ist Abdeckerey, Oeffnung des todten Viehes — doch wohlthätige Oeffnung, damit andere es nicht für lebendiges kaufen, oder es wie gesundes Fleisch hineinessen.

Das Glück ist wie ein ungezogenes Kind. Was es im ersten Augenblicke schenkt, das fodert es im zweyten wieder zurück.

In den Schachteln und Büchsen det Apotheker, und in den Schriften und Kapiteln der Philosophen

losophen sind oft unter sehr gelehrten Aufschriften sehr gemeine Dinge enthalten. Alles, was man hier lernt, ist ein neuer Name, und die Kunst, andern nicht etwas Neues kennbar, sondern das längst Gekannte unkenntlich zu machen.

Die Spielmethode ist lediglich nur für den allerersten Unterricht zuläßig. In der Folge und für Erwachsene wird sie so schädlich, als Näscherey dem Magen.

Anonymität ist verzeihlich, wenn sie eine Zuflucht gegen Druck und Verfolgung der Bösen, aber nicht, wenn sie ein Hinterhalt zum Anfalle auf Gute und Rechtschaffene ist.

Wo ist ganz Wahrheit, ohne Vorurtheil, lauters Bier ohne Hefen? Die Menschen selbst wollen das Reinste nicht rein lassen; verfälschen alles, was ihnen unter die Hände kömmt: Gewisse Herren das Silber, gewisse Gelehrte die Bibel, und gewisse Philosophen den geraden, gesunden Menschensinn.

Es giebt wenige Leute, die mit Wenigem viel, aber viele, die mit Vielem wenig sagen. Die Lacedemonier erwiederten einem solchen weitschweifigen Wortmacher: „Den Anfang deiner Rede

haben wir vergessen; darum auch das Mittel nicht verstanden, und können dir also auf das Ende derselben nicht antworten."

Der Franzose, nur mit einem Thaler in der Tasche, vertheidigt sich gegen Räuber mit Lebensgefahr; der Engelländer wiegt Geld und Leben gegeneinander ab, und sieht tausend Guineen für ein mäßiges Lösegeld an.

In Kongo ist ein kleiner brauner Vogel, der mit lieblichem Tone Jesus Christ zu sagen scheint. In Europa lehrt man oft die Kinder mit Kunst bethen, wie dort die braune Vögel von Natur singen. Beyde denken nichts bey dem, was sie sagen.

X.

Gespräche.

Erstes Gespräch.

Ueber Egoismus.

A. Mag doch aus diesem blutigen Kriege noch werden, was es will; wenn man nur das Bischen, das ich bin, und habe, in Ruhe läßt. Die Jakobiner, Illuminaten, Cordeliers sind nicht meine Sekte. Ich bin von der großen Sekte der Egoisten.

B. Ich auch — Und wer nicht? Die es am meisten läugnen, sind gerade oft ihre eifrigsten Anhänger.

C. Die Nerone und Domitiane waren auch von dieser Sekte — und alle Beutelschneider und Mordbrenner sind es auch.

B. Mei-

B. Meines Theils will ich mir diese Kameradschaft verbethen haben — sie ist mir zu hoch und zu tief.

C. Nur die Gränzlinie gezeigt, welche die auserwählten Egoisten von den verworfnen abschneidet, dann will ich sie gleich auf die rechte Seite bringen, und von den Böcken absondern.

A. Das versteht sich doch wohl von selbst, daß man kein Tyrann, und kein Mordbrenner seyn dürfe?

C. Und warum nicht? Bey einer Sekte, die zum Grundsatze und zur Hauptparole Egnismus nimmt?

B. Man muß nichts übertreiben, alles cum grano salis verstehen, dann giebt sichs von selbst. Vielleicht könnte man auch sagen, daß selbst jene, die keine Nerone, keine Bedrücker und Räuber seyn wollen, es nur dem allgewaltigen Egoismus zu verdanken haben, daß sie es nicht sind. Sie fürchten den Dolch und das Blutgerüst.

C. Aber warum führt man Leute aufs Blutgerüst, die doch nach eben dem Grundsatze handeln, den ihre eigne so allgemeine, und so respektable Sekte hat? thut man nicht unrecht daran?

A. Glauben Sie dann, von allem Egoismus frey zu seyn?

C. Nein, aber auch nicht zur Parthey zu gehören, die ihn ohne nähere Bestimmung als Grundsatz aufstellt.

B. Ohne nähere Bestimmung? — Egoismus ist Egoismus, und bleibts, wenn sie ihn gleich ein wenig anders, als wir, kleiden, oder ihm ein Mäntelchen aus ihrer Garderobe umhängen.

A. Darf man wissen, wie diese nähere Bestimmung heiße? Sie wird wohl aus den Tiefen der neu-kritischen Philosophie geholt seyn. Darin sind wir Profane, und müßens zu unserm Glücke rechnen, einen Eingeweihten darüber sprechen zu hören. Also, wenn wir bitten dürfen, die nähere Bestimmung —

C. Kann geschöpft werden aus der neu-kritischen Philosophie, oder da, wo sie diese schöpft, aus der menschlichen Natur.

A. Eben darin scheint aber auch der Egoismus gegründet. Ist nicht Selbstliebe der Grundtrieb davon?

C. Von einem Theile der Menschennatur, soweit der Mensch Thier ist, ein Feind der sinnlich schmerzhaften Empfindung, und dem sinnlich angenehmen Genuße hold ist. Aber er ist nicht einzig Thier, nicht blos ein empfindend, sondern auch ein denkend vernünftiges Wesen.

A. Giebt

A. Giebt es denn nicht auch eine vernünftige Selbstliebe? Wenn sich der Mensch vollkommen zu machen strebt, ist das nicht auch Selbstliebe?

C. Aber von dieser war ja im Eingange dieses Gespräches keine Rede. Man wollte bey diesem Kriege nur Sicherheit für sein Vermögen, keine Unannehmlichkeit für seine Person. Ist das nicht sinnliche Selbstliebe? Man achtete es wenig, was auch immer über andere, unsre Mitbrüder kommen möchte. Zeugt dies von Liebe zur Tugend und Vollkommenheit, von vernünftiger Selbstliebe? Und dann, wenn uns um unsre Vervollkommnung zu thun ist, kann uns der Krieg hindern, gut und tugendhaft zu handeln? Ist es nicht vielmehr eben der Krieg, der von jeher Anlaß gab, die Fassung, Stärke, und auch Güte der Seele im vollesten Maaße darzulegen?

B. Nach dem Gange, den unser Gespräch nimmt, werden wir am Ziele desselben bey einer doppelten Selbstliebe stehen. Ists aber da nicht abermals richtig, daß am Ende alles auf Egoismus hinausläuft?

C. Nur mit dem kleinen Unterschiede, daß der eine menschenfreundlich, der andere blos selbstsüchtig — der eine thierisch, der andere vernünftig

tig ist — der eine zur Neigung, der andere unmittelbar zur Pflicht gehört.

B. Dank der Philosophie, die den Egoismus auch noch zur Pflicht macht. Uns armen Unphilosophen hatte es schon genügt, wenn man ihn nur für erlaubt ansehen durfte.

C. Freylich auch zur Pflicht, aber wie gesagt, nicht ohne nähere Bestimmung, nicht jeden Egoismus. Die Neigung treibt uns zu verlangen, was wohl thut; die Vernunft gebiethet, zu thun, was gut und recht ist. Durch die erste strebt man, etwas zu haben, das uns angenehm vergnügt, und nach der zweyten etwas zu seyn, was vor Gott und Menschen gilt, einen Werth hat. Will man nun beydes Selbstliebe, oder gar Egoismus nennen, weil man doch durch beydes sich selbst etwas zu gute thut, so wird der erste der sinnlich und thierische, der zweyte der vernünftig und menschenwürdige Egoismus heißen. Nur der letzte ist unmittelbare Pflicht.

A. Und der erste Naturtrieb.

B. Es wird ihnen doch schwerlich gelingen, den Naturtrieb gänzlich zu unterdrücken, und uns arme Sünder in den Exaltationszustand zu erheben, wo wir nichts mehr von Neigung haben, sondern lauter geistige Vernunftegoisten seyn möchten. Unter uns gesagt, scheint auch ihre Philosophie,

die

die uns ganz zu Geist und Vernunft machen will, nicht recht auf Mann und Weib dieser Erde zu passen, die ziemlich fühlbare Körper haben, genießbar und genußsüchtig sind, und deren Augen, Ohren und Magen nicht für geistige Nahrung gemacht scheint.

C. Meine Philosophie paßt für Mann und Weib dieser Erde, ist aber nicht die, die sie mir aufbürden. Sie will die körperlichen Menschen nicht entkörpern, nicht zu blosen Geist- und Vernunftwesen exaltiren, aber auch ihren Geist und ihre Vernunft unter Sinne und Körper nicht herabwürdigen.

A. Wollen sie nicht die vernünftige Selbstliebe allein gelten lassen, und die sinnliche verbannen?

C. Nein, nicht verbannen.

A. Nicht? was denn?

C. Unterordnen — und so untergeordnet unter die Gesetze der Tugend und der Vervollkommnung auch wohl selbst zur Pflicht machen.

A. Irre ich nicht, so müßte das Geboth der Selbstliebe, und des Egoismus, den sie predigen, so lauten: Mache dich immer besser, gerechter, vollkommner, und suche — so weit es keiner Pflicht widerstrebt, was die frohe, freye Thätig-

keit

keit in Erfüllung derselben befördert — auch das Angenehme!

B. Ists getroffen?

C. Ganz aus meiner Seele herausgesagt.

B. Nun Gott Lob! Ich dachte schon, sie wollten uns den alten sinnlichen Adam ganz aus Kreuz schlagen. Weil sie ihm nun das Leben geschenkt, so darf er wohl auch noch ein Glässchen Magenwein einschlürfen — das erste dem, der ihm Gnade wiederfahren ließ — Hier, ich bitte

C. Es lebe der Egoismus der Vernunft, und — unter seiner Oberherrschaft — auch jener der Sinnlichkeit!

B. In unserer Volkssprache Geist und Körper, Tugend und Glückseligkeit!

A. Trage doch der Krieg zur ersten bey, und der Friede zu beyden!

Zweytes Gespräch.

Lehrwill und Weismann.

Lehrwill. Alles also auf Vernunftgesetze? Nichts als Vernunft in der Moral?

Weismann. Und damit scheint Ihre Vernunft nicht ganz zufrieden?

Lehrw. Nicht ganz. Ich fürchte, die Tugend, der man eine sichre Stütze geben will, möchte dadurch eine andere sehr gute verlieren?

Weism. Verlieren? Und welche?

Lehrw. Kömmt es nicht vorzüglich darauf an, jede Pflicht zu erfüllen, die wir unserm Mitmenschen schuldig sind?

Weism. Und weiter?

Lehrw. Ist nicht hier das erste, daß wir gerecht genug seyen, ihm kein Uebel, keinen Nachtheil, keine ungerechte Kränkung zuzufügen?

Weism. Allerdings?

Lehrw. Sollte aber hier die Vernunft nicht zu kalt, und die Empfindung viel wärmer predigen?

Weism. Also, folgern Sie weiter, laßt uns die Tugend oder die Pflichten der Nächstenliebe vielmehr auf Empfindung und Gefühle, als auf Vernunft bauen? Hab ich Ihren Sinn getroffen?

Lehrw. Richtig. Aber nun bitte ich auch, ihn zu berichtigen, wenn ich irre.

Weism. Das können Sie selbst, wenn Sie sich nur einige Fragen zur Beantwortung vorlegen wollen?

Lehrw. Und diese Fragen wären?

Weism. Die erste etwa diese: Soll die Empfindung gegen das Uebel, das der Mitmensch

leidet, oder gegen das Unrecht desjenigen gerichtet seyn, der es über sein Haupt sammelt?

Lehrw. Ist beydes nicht eins? Je größer das Uebel, desto größer das Unrecht.

Weism. Also, je größer die Strafe eines Verbrechens, desto größer das Unrecht des Strafenden? Strafe ist doch wohl Uebel?

Lehrw. Es versteht sich, daß es wohl auch gerechte Strafe giebt.

Weism. Eben darum wird aber auch Unrecht und Uebel nicht einerley, sondern verschieden seyn. Denn, wie Sie sagen, es giebt Strafen und Uebel, die mit allem Rechte über andere verhängt werden.

Lehrw. Ich fühle wohl, daß Sie mir die Behauptung jedes Postens schwer machen werden. Ich will beyde einnehmen, wärs auch nur, um recht zu wissen, warum sie nicht haltbar seyen. Ich will also zuerst, man soll unser Gefühl gegen das Unrecht schärfen.

Weism. Das denke ich auch.

Lehrw. Wie? Sie, der Lobpreiser der Vernunft sollen plötzlich sich in einen Freund des Gefühles umgewandelt haben?

Weism. Des moralischen Gefühles. Dieß hat aber erst gegen das Unrecht Platz, wenn dieses vorher von der Vernunft als Unrecht erkannt

worden. Man soll jedes Unrecht von ganzem Herzen verabscheuen, weil es dem Sittengesetze der Vernunft widerstrebt.

Lehrw. Dachte ichs doch, Sie würden mich bald wieder von meiner Stelle verrücken, und da haben, wo Sie sind.

Weism. Doch wohl durch keine Zaubermethode, sondern auf die natürlichste Weise.

Lehrw. Sehr natürlich, ich gestehe es, und weit natürlicher läßt es, daß der Abscheu des Unrechts aus der Kenntniß desselben, als daß die Kenntniß aus dem Abscheu erfolge. Auch ist es wohl den Vertheidigern der Gefühle nicht um jenes gegen das Unrecht, sondern um die menschlichen Gefühle gegen die Leiden der Menschheit, um die sympathetische Theilnahme an fremden Wunden und Schmerzen zu thun.

Weism. Und Sie werden auch zur Parthey dieser Vertheidiger gehören?

Lehrw. Ich kann es nicht läugnen, daß ich immer mit Vergnügen die Dichter las, die meinem Auge Thränen über die Leiden der Menschen entlockten. Ich dachte oft, daß die Gefühle, die sie reg machten, wenn auch nicht die Grundlage, doch eine gute Stütze der Tugend und Menschenfreundlichkeit seyn könnten.

Weism. Wenn es nur darauf angelegt ist, uns in einem hohen Grade gegen fremde Leiden empfindsam, weichherzig zu machen; uns bey jeder Thräne, die aus dem Auge des Mitmenschen fließt, in schmelzender Theilnahme, bey jedem Tropfen Blut, der aus seiner Wunde quillt, in Ohnmacht hinsinken zu lassen — dann entsteht nicht Stärke der Tugend, sondern Schwachheit. Es wird mehr eingerissen, als aufgebaut.

Lehrw. Eingerissen? Und warum glauben Sie dieß?

Weism. Aus mehr, als einem Grunde. Der sehr Empfindsame gegen fremde Leiden wird es auch gegen eigne; er wird jammern, wo er dulden, und weichherzig thun, wo er großherzig seyn sollte.

Lehrw. Aber seine Empfindsamkeit wird ihn doch dringen, andre zu trösten und zu heilen.

Weism. Auch dringen, andre da mit Unannehmlichkeiten zu schonen, wo sie ihnen heilsam, wo es für uns Pflicht wäre, sie damit zu belegen. Man sehe nur auf die so sehr empfindsamen und zärtlichen Mütter, und Eltern, wie sie so oft ihre Kinder für ihr ganzes Leben an Leib und Seele verderben, und das nur — um ihnen nicht wehe zu thun.

Lehrw. Sehr wahr, und es ließe sich wohl fragen, ob nicht mehr Unheil aus Uebermaaß als aus Mangel an zärtlicher Liebe entstanden sey. Indessen wird der Empfindsame wenigstens dort, wo Hülfe gut angewandt ist, um so sicherer helfen.

Weism. Er kann die verstümmelten Glieder, die blutenden Wunden nicht sehen, das Jammergeheul und Aechzen nicht hören — aber wird ers darum auch heben? Vielleicht daß er sich nur um so schneller zu entfernen, sich dagegen in munterer Gesellschaft bey Tanz und Scherz, bey einer vollen Tafel zu betäuben, und das, was andre drücket, zu vergessen sucht. Eine Erzählung sagt, daß einige zärtliche Damen bey dem Anblicke eines Elenden mit halber Nase und ohne Arme davon liefen, einige Taglöhner aber von ihrem Taglohne für ihn ein Almosen zusammenmachten.

Lehrw. Doch wohl kein gewöhnlicher Fall.

Weism. Vielleicht nicht so ungewöhnlich, als Sie glauben. Sehr oft ist es der Empfindsamen mehr ihre Sache, das Elend in der Welt nicht zu sehen, als daraus zu verbannen, oder doch mehr, dasselbe mit frommen thränenden Auge daraus wegzuwünschen, als mit Hand und Arme wegzuarbeiten. Der Weiche ist und handelt selten stark, oder wenn er sich bey überspannten Ge-

fühlen

fühlen auch plötzlich aufrafft, so sinkt er, so bald die Ueberspannung — und das wird sie bald — wieder nachläßt, in Schwäche und Ohnmacht um so tiefer zurück. Und wenn er auch noch so vielen Ernst, wirklich zu helfen, hat, kann ers? Er geräth ja bey plötzlichen Unfällen, bey einem plötzlich großen Unglücke vor Empfindsamkeit außer sich, steht da, und jammert; weiß kaum, was er thut, geschweige, was er thun soll.

Lehrw. Das heißt doch, den Gefühlen und der Empfindsamkeit viel Böses nachgesagt, vielleicht sie zu sehr gedrückt, um nur die Vernunft desto höher zu heben.

Weism. Ueberdenken Sie es nur für sich selbst, und dann, wie Sie es finden, so sollen Sies nehmen. Ich möchte nie überreden, sondern überzeugen.

Lehrw. Da höre ich die Sprache des Freundes und des Weisen, und mein Dank steht dafür im Herzen geschrieben. Nur eines bitte ich noch. Wo liegt nun der feste Grund zur ächten, starken Liebe gegen Mitmenschen?

Weism. Bey mir in dem Grundsatze: Heilig sey dir das Gesetz der Vernunft, zur sittlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit anderer nach Möglichkeit beyzutragen: fest sey dein Entschluß, dich mit aller Anstrengung deiner Kräfte aufzu-

machen, und nach diesem Gesetze zu handeln, wie ein Mann, nicht träge zu jammern und zu weinen, wie ein Weib —

Lehrw. An dem Mitmenschen zu thun, wie Weismann —

Weism. Auch wohl von ihm eben so gerne gut zu denken, wie Lehrwill —

Drittes Gespräch.

Lehrwill und Weismann.

Lehrw. Soll der Mensch also nicht nach Zufriedenheit streben?

Weism. Und warum nicht?

Lehrw. Da lese ich eben in einem Buche eine Lobrede über die Unzufriedenheit.

Weism. Und diese Lobrede gründet sich? —

Lehrw. Auf die Vervollkommnung des Menschen. Wäre der Mensch, heißt es, immer mit dem, was er ist, und hat, zufrieden, so würde er nicht vorwärts streben, nicht trachten, es immer besser zu machen: und besser zu werden. Er darf also nie zufrieden seyn. Zufriedenheit würde ihn träge, faul und elend machen.

Weism. Was man nicht alles beweisen kann, wenn man aufs Wortspießen ausgeht!

Lehrw. Aufs Wortspießen? Sie halten das also für Wortklauberey? Der Verfasser, der Vertheidiger der Unzufriedenheit wird damit wenig zufrieden seyn. Gewiß dachte er, damit etwas sehr Neues Wichtiges zu sagen.

Weism. Vielleicht noch gewisser wollte er nur etwas Auffallendes, Paradoxes vorbringen.

Lehrw. Ganz hat er doch wohl nicht unrecht.

Weism. Und ganz auch wohl nicht recht. Oder soll der Mensch nicht immer so handeln, daß er mit sich selbst zufrieden seyn könne, so gehandelt zu haben?

Lehrw. Wahrlich, das soll er. Aber er soll auch mit allem, was er gethan und ausgerichtet, nie so zufrieden seyn, daß er nun die Hand in den Schooß lege.

Weism. Wenn er das thut, so handelt er nicht, wie er soll. Die faule träge Zufriedenheit gebiehrt neue Unzufriedenheit, und die thätige arbeitsame Unzufriedenheit bringt neue Zufriedenheit mit sich selbst hervor. Wenn der Wanderer sich begnügt, nach seinem Ziele den halben Weg hinterlegt zu haben, und nun im Gasthause sitzen bleibt, und keinen Fuß weiter hebt, soll man das Zufriedenheit nennen? Trägheit, verächtliche Faulheit ist es. Der Träge und Faule wird es

aber wohl nie dahin bringen, im Bewußtseyn seiner that- und eiferlosen trägen Ruhe mit sich selbst wahrhaft zufrieden zu werden.

Lehrw. Nun leuchtets mir ein, was Sie von Wortklauberey sagten. Mein Herr Autor bedient sich des Wortes Zufriedenheit nach einem versteckten Doppelsinne.

Weism. Er glaubt über Sachen zu streiten, und streitet über Worte; glaubt darin ein großer Philosoph zu seyn, und ist dabey vielleicht nichts weiters, als ein schlechter Grammatiker. Was er von Zufriedenheit sagt, könnte er das nicht ebenfalls von Ruhe sagen?

Lehrw. Wahrlich, wenigstens däuchts mir so. Es giebt eine träge, unthätige Ruhe, und da könnte man wohl behaupten, der Mensch dürfe nicht ruhig, müße unruhig seyn. Es giebt aber auch eine Seelenruhe im frohen heitern Bewußtseyn seiner nützlichen, sittlich guten Thätigkeit; und in diesem Sinne nach Ruhe zu streben wird doch wohl nicht unrecht seyn.

Weism. Es giebt also eine Zufriedenheit der Seele, eine Ruhe des Herzens, die man sich wohl hüten muß, herabzuwürdigen, da man den Worten Ruhe und Zufriedenheit einen andern Sinn unterlegt, und nun eine neue große Wahrheit

heit zu predigen glaubt, indem man Unruhe und Unzufriedenheit empfiehlt.

Lehrw. Es giebt der unruhigen, unzufriedenen Leute ohnehin genug in der Welt —

Weism. Die es meistens mit ihrem Schicksale sind. Da berühren Sie einen andern Punkt, wo abermals von Zufriedenheit die Rede seyn kann, und die Behauptung Ihres Autors noch schlechter wegkommen dürfte. Oder will er, er, der die Unzufriedenheit rühmt, etwa auch, daß man mit jedem widrigen Schicksale unzufrieden sey? Sich immer darüber gräme und abhärme und in finsterer, mürrischer, menschenfeindlicher Laune umherwandle?

Lehrw. Das kann, und wird er auch nicht wollen.

Weism. So muß er dem Menschen zurufen: Sey ruhig und zufrieden, nicht unzufrieden und unruhig.

Lehrw. Also handle immer so, daß du zufrieden seyn könnest mit dir, und zufrieden seyest mit dem Lenker aller Schicksale, mit Gott — zufrieden mit dem, was du, und zufrieden mit dem, was er thut, ordnet, fügt, und zuläßt — meynen Sie nicht so?

Weism. Vollkommen.

Lehrw. Nun bin ich über diesen Gegenstand zufrieden, und beruhigt, und das kann mir selbst der Herr Autor, von dem wir reden, nicht übel nehmen.

Weism. Er, der die Unzufriedenheit lobpreiset, mochte doch wohl gerne sehen, daß man mit seiner Lobpreisung zufrieden wäre. Er würde uns den kleinen Widerspruch gerne verziehen haben.

XI. Er-

XI.

Erzählungen, und Anmerkungen dazu.

1.

Mäßigkeit.

Franklin war zwanzig Jahre alt, und ließ sich schon in diesem Alter von jenem Geiste des Nachdenkens und der Philosophie leiten, der ihn nachher so gut, und so weit vorwärts in der Kenntniß der Natur, und des Menschen führte. Er war damals Buchdruckerjunge, und arbeitete den ganzen Tag über an der Presse — denn Franklin der bevollmächtigte Minister der vereinigten Staaten von Amerika war erst Buchdruckerjunge. — Er wollte den Versuch machen, einzig von Wasser und Brod zu leben. Sechs Wochen hindurch lebte er des Tags mit einem Pfund Brod, und trank Wasser, und bestritt dabey seine schwere Arbeit, ohne eine Entkräftung am Körper oder am Geiste wahrzunehmen. Man befragte seine Mutter, warum ihr Sohn eine so besondere Lebensart führte,

„War-

„Warum? — erwiederte sie — weil er einen „philosophischen Narren liest, einen gewissen Plu„tarch. Doch ich laß ihn machen, er wird bald „müde werden.“

Man will es nicht glauben, wie wenig der Mensch bedarf. Man ißt und trinkt sich lieber voll, krank und schwach, als mäßig, gesund und stark. Es ist ein wahrer Spruch: der kostbarste und wohlfeiste Schatz zugleich — ist die Gesundheit. Der rohe Epikureer findet dagegen nichts nöthiger und weiser, als sich Geld und Reichthümer zu sammeln, um mit einem Theile Küche und Keller stattlich zu versehen, und den andern — in die Apotheken und die Hand des Arztes zu geben. Hat er gleich für den Kützel seines Gaumens das Reißen und Stechen in seinen Gliedern zu dulden, ihr dürft ihm darum doch nicht von Wasser und Brod reden. Er schilt euch einen philosophischen Narren, der den Plutarch gelesen — oder gar den kritischen Philosophen von Königsberg studiert hat. Franklins Mutter lebt noch in manchem Theologen und Weltmanne, nur nicht immer so duldsam, daß sie sagte: „Ich laß ihn „machen, und seinen Gang gehen.“

2.

Bescheidenheit und Begierde zu glänzen nach Ramsay.

Cyrus der persische Prinz besuchte in einem Alter von vierzehn Jahren mit seiner Mutter Mandane den König der Meder, Astyages seinen Großvater, weil dieser seinen Enkel und Tochtersohn an seinem Hofe zu sehen wünschte. Er gab bald Merkmaale eines Verstandes von sich, den man weit über sein Alter fand. Seine Antworten waren auf alles, was man über die Sitten, Gesetze und Erziehungsweise der Perser fragte, einfach, edel und lebhaft. Der Großvater gefiel sich im Enkel, und der ganze Hof suchte dem König zu gefallen: Alles bewunderte den jungen Cyrus. Aber die zuallgemeinen und häufigen Lobeserhebungen machen den Jüngling allmählig trunken; ein zugroßes Zutrauen zu sich selbst schleicht sich in seine Seele; er fängt an, zu viel zu reden, und zu wenig zu hören; er thut mit einer Miene von Selbstgenügsamkeit entscheidende Machtsprüche, und will sich zu sehr in witzig glänzende Einfälle verlieben.

Das scharfe Aug seiner liebenden Mutter Mandane bemerkt dieß, und ihre seltne Tugend

und

und Weisheit sucht Mittel, den Herzenssohn von dem Gifte zu heilen, mit dem eine gefährliche Eitelkeit seine Seele anstecken wollte. Sie war nach Art der Morgenländer von jeher gewohnt, ihrem Sohne durch Fabeln und Erzählungen Geschmack und Liebe zur Tugend einzuflößen. Die allgemeinen Begriffe machen auf junge Herzen wenig Eindruck; diesen bewirkt die Vorhaltung angenehmer Bilder. Sie sind nur fähig zu empfinden, und nicht stark genug zu vergleichen; um die Wahrheit liebenswürdig zu machen, muß man sie ihnen malen.

Diesem Grundsatze blieb Mandane auch jetzt getreu, und schilderte ihrem Sohne seinen Fehler in einer Geschichte ab.

Mein Sohn, sagte sie, es war einstens zu Thebe in Bäotien die Gewohnheit, nach dem Tode des Königs denjenigen aus seinen Söhnen auf den Thron zu erheben, der am meisten Verstand hatte. Denn hat ein Fürst Verstand, so kann er sich auch die Verständigsten zur Beyhilfe wählen, jedem nach seiner Fähigkeit die rechte Stelle anweisen, und so diejenigen beherrschen, die unter ihm regieren: dieß ist der Inbegriff aller Regierungskunst — Nun fanden sich ein-

mal

mal unter den Söhnen eines eben verstorbenen Königs deren zwey, die sich auszeichneten. Der ältere redete viel, der jüngere wenig. Der beredte Prinz hieß Loges, und ward bewundert wegen der Schönheit seines Geistes; der verschwiegene Siges, und ward geliebt wegen der Güte seines Herzens. Dem Ersten merkte man's an, selbst wenn ers verbergen zu wollen schien, daß er redte, um zu glänzen; der zweyte hörte gerne zu, und sah die Unterredungen wie einen Tauschhandel an, wo jeder nimmt und giebt. Der eine machte den Vortrag der verdrießlichsten Geschäffte angenehm, indem er mit lebhaften und glänzenden Zügen darein schilderte; der andere die dunkelsten Gegenstände hell, indem er die Sache allemal auf die einfachsten Grundsätze zurückführte. Loges that geheimnißvoll, ohne verschwiegen zu seyn, und liebte diejenige Staatskunst, die in listigen Streichen, und einem feinen künstlichen Gewebe besteht. Siges war undurchdringlich ohne falsch zu seyn, überstieg jedes Hinderniß durch Klugheit und Muth, und hatte immer die gerechtesten und edelsten Zwecke zum Richtpunkte.

Nach dem Tode des Königs versammelte sich das Volk, einen Nachfolger zu wählen. Zwölf

Greise hatten den Vorsitz, und Pflicht und Macht, den Ausspruch des Volkes zu lenken, wenn es in der nicht seltenen Gefahr stand, sich durch Vorurtheile, Schein und Leidenschaften zu einer unweisen Auswahl hinreißen zu lassen. Der beredte Prinz hielt eine schöne, aber lange Rede, darinn er alle Pflichten eines Königs darlegte, und dadurch, daß er sie kenne, stillschweigend sagen wollte, daß er sie auch zu erfüllen wisse. Der Prinz Siges stellte in wenig Worten die Schwierigkeiten und Gefahren dar, die allemal mit der höchsten Obergewalt verbunden wären, und betheuerte, daß er sich denselben auszusetzen ganz nicht verlange. Nicht etwa darum, setzte er bey, weil ich Gefahr und Arbeit scheue, sondern weil ich, euch dabey gut zu beherrschen, mich nicht fähig genug finde.

Die Greise stimmten für den Siges; aber die jungen und schwachen Volksköpfe waren für Loges. Diese erregten unter dem Vorwande, daß man gegen den ältern Prinzen sehr ungerecht handle, eine Aufruhr. Man hob von beyden Seiten Truppen aus. Siges erboth sich, sein Recht an seinen Bruder abzutreten; aber seine Partey gab es nicht zu.

Da die Vornehmsten beyder Parteyen die Drangsale sahen, unter denen der Staat bey diesem Kriege leiden mußte, verstand man sich zu dem Vorschlage, die beyden Brüder wechselsweise, jeden ein Jahr regieren zu lassen. Diese Regierungsform hatte zwar viel Unschickliches, aber doch den Vortheil, die Flamme des bürgerlichen Krieges zu löschen, die für einen Staat die verderblichste ist.

Die Brüder bothen zu diesem Vergleiche willig die Hände, und Loges bestieg den Thron. Kaum einige Monate, und schon waren alle alten Reichsgesetze abgeändert. Der neue König gab jedem neuen Vorschlage Gehör. Wollte jemand auf die ersten Stellen im Reiche hinankommen, er durfte nur Witz und Lebhaftigkeit des Geistes zeigen. Man sann Aenderung über Aenderungen aus, die in der Vorstellung vortrefflich schienen, aber in der Ausführung nur Unordnung und Verwirrung machten. Die lebhaften, aber unerfahrnen Minister wußten nicht, daß die Neuerungen bey allem Anscheine von Nützlichkeit schädlich ausfallen, wenn sie voreilig sind.

Die angränzenden Völker benützten diesen Zeitpunkt der Verworrenheit, und fielen den Staat an.

an. Ohne die Weisheit und Tapferkeit des Siges war kein Rettungsmittel; man stand auf dem Punkte, unter das Joch der Feinde zu gerathen. Das Regierungsjahr seines Bruders war zu Ende, und er fieng nun das seine an. Er wußte das Zutrauen und die Liebe seines Volkes zu gewinnen, stellte die alten Gesetze wieder her, und trieb die Feinde mehr durch Klugheit, als durch Siege aus dem Land.

Von dieser Zeit an regierte Siges allein, und es ward im höchsten Rathe der Greisen festgesetzt, daß man künftig den zum Könige wählen sollte, nicht der den meisten Witz und Scharfsinn in seinen Reden, sondern die meiste Weisheit in seinem Wandel zeigte.

Cyrus bekannte gewöhnlich seine Fehler, ohne sie zu entschuldigen. Er hörte die Geschichte gelehrig an, sah wohl ein, warum sie seine Mutter erzählte, und faßte den Entschluß, mehr nach Weisheit, als nach dem Ruhme davon zu streben; vernünftig im Wandel, und bescheiden im Vortrage zu seyn.

3.

Betragen gegen Ehrsüchtige.

Der Ehrsüchtige will bemerkt seyn von den Großen, beugt sich, und kriecht und bettelt darum vor ihnen auf den Knieen; will geachtet seyn von den kleinen, und stellt sich vor ihnen auf die Zehenspitze, um mit stolzer Selbstgenügsamkeit auf sie herabzusehen. Für alle die Erniedrigung, die er von seinem Fürsten oder Vorstehern zu dulden hat, rächt er sich mit der Erniedrigung, die er seine Untergebene fühlen läßt. So ein Mann, der nicht Ehre zu verdienen, sondern zu erhalten, nicht ehrwürdig, sondern geehrt zu seyn strebt, ist zwar verachtungswerth, sollte aber darum nicht immer fühlbar verachtet werden. Warum nicht? die Ursache zeigt sich in folgender Geschichte.

Ein Chineser, der Europa durchreisete, fand sich einst bey Hofe und im Vorsaale eines der ersten Monarchen ein. Er sah unter dem großen Haufen der Anwesenden einen Mann von glücklicher Gesichtsbildung, in reichen Kleidern, und mit Sterne und Ordenszeichen behangen. So sehr sich dieser bemühte, jedermann durch seine zuvorkommende Höflichkeit auf sich aufmerksam zu machen, so war er doch meist allein gelassen, trau-

rig und mismuthig. Der Chineser hierüber betroffen, fragte einen Europäer, wer dieser Herr wäre? — Dieser, war die Antwort, ist einer der ersten Männer des Reiches, er kommandirte eine große schöne Armee, und ist jetzt Statthalter in einer der größten Provinzen: Aber er gilt bey Hofe nicht mehr. „Warum kehrt man ihm so den Rücken? erwiederte der Chineser: Wenn der Hof keine Erbarmniß mehr für ihn hat, so sollte er sie doch fürs Volk haben, das unter ihm steht.“

Das war fein bemerkt, und richtig gesagt. Wie leicht war es, daß der Mann sein Volk mit noch größerer Härte von sich stieß, als er bey Hofe erfuhr? Dasselbe um so niedriger behandelte, je niedriger er sich behandelt dünkte? Um so mehr despot ward, je weniger er Gunst und Gnade bey seinem Herrn, Achtung und Ehre von dessen Dienern erhielt? Ich wollte durchaus nicht gerne den ehrsüchtigen Staats = oder Hofmann, auch durchaus nicht gerne den Ehrsüchtigen von geringerm Stande die Verachtung von mir fühlen lassen, die er verdient: ich fürchte, der arme Unterthan, der ohnehin nicht zu beneidende Diener, das Hausgesinde möchte die Wirkungen des beleidigten Stolzes und der üblen Laune tragen müßen, in die ich ihn dadurch versetzte. Die

Liebe,

Liebe, die ich diesen schuldig bin, verbiethet mir so ein Betragen gegen ihn.

Wenn wir die Sache noch genauer ins Aug fassen, warum soll man dem mit Verachtung begegnen, der nichts als äußere Ehre sucht, und Verachtung so sehr scheuet? Er verdient diese, sagt man. Aber verdient er denn nicht auch Liebe? Oder hat er darum keinen Anspruch auf meine Liebe mehr, weil er sich nicht achtungs- und liebenswürdig beträgt? — Woher die Neigung den unter uns herabzusetzen, der sich so gerne über alle hinaufgehoben sähe? Kömmt sie nicht etwa aus unserm Stolze, den wir durch den seinigen beleidigt finden? Wollen wir ihn nicht darum mit Verachtung drücken, weil wir uns durch seine Begierde nach Vorrang gedrückt fühlen? Ist die Neigung, den Ehrsüchtigen der Verachtung Preis zu geben, nicht die lieblose Rachfreude, ihm gerade am dem Theile wehe zu thun, wo er am empfindlichsten ist? Nur Stolz kann den Stolzen nicht tragen; Demuth und Liebe trägt ihn: nur beleidigter Stolz will wehe thun, und Rache üben; da Liebe und Demuth bemitleidet, und bessern will.

Daraus folgt eben nicht, daß man die Katze, die Rücken und Schweif hebt, streicheln müße,

daß sie ihn noch mehr hebe; nicht daß man den Thoren in seiner Thorheit stärken solle, indem man ihr schmeichelt. Schmeicheley würde ihn ganz zur stolzen Selbstgenügsamkeit, Selbstgefälligkeit einschläfern; Verachtung bis zum Unsinne, auch manchmal zur Raserey aufbringen. — Das Mittel zwischen Schmeicheley und Verachtung ist männliche Liebe, Demuth und Bescheidenheit; die kann und soll ihn aus seinem Traume sanft und ernst wecken. Er ist ein Kranker, dem man weder die Wunde gewaltsam aufreißen muß, daß sie noch mehr blute, noch zudecken und vermänteln, daß er sie nicht sehe. Stolz stößt den stolzen Verachter von sich, wie der Kranke den rohen unempfindlichen Arzt, der überall nur schneidet und brennt. Der theilnehmenden Liebe giebt er sich zutraulich und freywillig hin. Von Demuth und Bescheidenheit, nicht von Verachtung und Hochmuth läßt er sich beschämen, und bessern.

4.

Christ, auch der Jude ist dein Nächster.

Eine Judenfamilie — Mann und Weib mit zweyen Kindern — gerieth auf einer Reise vom rechten Wege ab, irrte verlegen herum, und erstarrte vor Regen und Frost. Eben in der Ge-

gend

gend um Metz stößt ein Geistlicher auf sie, bringt sie in sein Haus, an sein Feuer, an seinen Tisch.

Dem Weibe, das bey ihm entbunden wird, schafft er eine Hebamme; das Kind, das am dritten Tage stirbt, sendet er nach Metz zur Beerdigung im jüdischen Kirchhofe; Frau, Mann und Kinder behält er drey Wochen bey sich, entläßt sie dann zu ihren Glaubensgenossen, noch mit Vorrath auf die Reise.

Die Juden in Metz rührt die Liebe des Christen, und der, obgleich ihnen nur schwache Ausdruck der Rührung ist eine goldene Sackuhr, die sie ihm sandten, und die Geschichte des Samariters, die in erhabner Arbeit auf dem Gehäuse stand — Schöner stand im Herzen des Geistlichen die That, als hier die Geschichte des Samariters.

Erweise Liebe auch dem Juden, wenn du ein Christ; und schätze Liebe auch im Christen, wenn du ein Jude bist. — Jeder, Jeder hülfsbedürftige Mensch verdient Liebe, und jeder liebende Mensch Achtung.

5.

Zieh auch deinen Feind, der dich ins Feuer stürzen will, aus dem Feuer.

Zur Zeit, da der strenge Herr, Herzog von Alba Statthalter in Niederland war, that man der Religion der Liebe die Schande an, sie durch Henker predigen zu lassen. Manche, die seinen Glauben nicht annehmen wollten, verloren durch Feuer und Schwert ihr Leben.

Unter diesen war **Dirk Wilhelmssohn.** Ein Gerichtsdiener sucht ihn gefangen zu nehmen, und verfolgt ihn des Winters über das Eis hin. Dieß war dem Fliehenden eine Brücke; es trug ihn — aber dem Verfolger eine Falle, es brach unter ihm ein. Wilhelmssohn war nun frey, aber nicht freudig. Es jammert ihn des Menschen, der ihn unglücklich machen wollte, aber nun selbst im Todeskampfe mit Wasser und Eis unglücklich war. Er kehrt zurück, und hebt mit Lebensgefahr, selbst zu sinken, den Sinkenden heraus. Er wagte sein Leben, um es dem zu retten, der ihn zum Tode liefern wollte.

Dank, der im Herzen des Geretteten schlägt, lähmt seine Hände — Er kann damit nicht mehr

nach seinem Retter greifen, als ihm plötzlich eine nicht ferne stehende obrigkeitliche Person zurief: Gedenke deines Eides. Furcht vor Strafe oder Sünde erstickt die Stimme des Dankes: Er ist sich nicht mehr der Gerettete, Wilhelmssohn ihm nicht mehr Retter — Der Gerichtsdiener nimmt den Ketzer gefangen, und die Richter verdammen ihn zum Feuer.

Wem ists nicht wohl bey seiner That? Und wem nicht übel bey seinem Tode? Doch gereuete ihn die That der Liebe gewiß in den Schmerzen des Todes nicht. Wer seinen Verfolger mit Todesgefahr aus dem Wasser hebt, der weiß auch im Feuer zu sterben; weil er gelernt, nicht nur Böses vom Feinde zu dulden, sondern es ihm auch mit Gutem zu vergelten.

6.

Abtödtung.

Ein Mann ganz nach dem sittlichen Gesetze der Vernunft — ist ein Mann nach dem Herzen Gottes. Niemand sollte diesem Gesetze mehr huldigen, als ein Regent. Thut ers nicht, so wird er ganz gesetzlos, weil sonst kein anders Gesetz

über

über ihn ist. Niemand giebt gefährlicher einer Neigung nach, als ein Regent. Weil er die Macht in Händen hat, sie durch alle Wege zu befriedigen, so kann auch jene, die im Bürger unschuldig und verzeihlich erscheint, Verwüstungen anrichten, wodurch sie beym Regenten unverzeihlich wird. Scheint es nicht sehr unschuldig, für einen größern Redner, oder Künstler, als andere, gelten zu wollen? Doch hört, was man vom Kaiser Adrian erzählt und urtheilet:

Er suchte die Gelehrten und Künstler auf, und ward ihr Nebenbuhler. Allen, die sich größer zeigten, als er wär, that er die gefährliche Ehre an, sie zu hassen. Der Baumeister Apollodor ward von Trajan wegen eines öffentlichen Gebäudes zu Rathe gezogen. Adrian, Trajans angenommener Sohn, war gegenwärtig, und wollte mit Machtsprüchen über eine Sache entscheiden, die er nicht verstand. Apollodor wies ihn etwas bitter ab. Diese Abweisung zog dem Baumeister die Verbannung unter einem gesuchten Vorwande zu, als Adrian Kaiser wurde. Noch nicht genug. Adrian ließ der Göttinn Venus, und der Stadt Rom zu Ehren einen Tempel bauen. Er gefiel sich im Baurisse dazu so wohl, daß er ihn dem Apollodor zuschickte, und

ihn

ihn zum Geständniß zu bringen suchte, wie man auch ohne ihn etwas Großes zu Stande bringen könnte. Apollodor fand darin manches zu tadeln, und tadelte unter andern der Gottheiten, die darin sitzend vorgestellt wurden, so ungeheure Größe, daß sie am Gewölbe anstoßen würden, wenn sie aufstünden. Der Tadel verdroß um so mehr, weil er gegründet, und nicht mehr zu helfen war. Aber der Tadler verlor darüber das Leben, weil der eitle Mann, der es ihm nehmen ließ, Macht hatte, und Kaiser war.

Der Redner Favorin erhielt sein Leben, nicht weil der Kaiser seine Eitelkeit mehr beherrschte, sondern weil ihm Favorin mehr schmeichelte. In einem grammatikalischen Streite gab er Adrian am Ende durchaus seinen Beyfall. Seine Freunde machten ihm zwar über zu niedrige Gefälligkeit Vorwürfe. Aber, „wo denkt ihr hin, versetzte er, sollte ein Mann, der dreyßig Legionen zu Befehle hat, nicht allemal Recht haben?" Bey dem allen verwunderte er sich, wie er sagte, gleichwohl, daß er noch am Leben sey, da er doch ein besserer Redner, als Adrian wäre.

So spielt eine an sich dem Anscheine nach sehr unbedeutende Leidenschaft eines Großen mit

dem Leben der Menschen. Je mehr Gewalt da ist, eine Neigung zu befriedigen, desto mehr Vorsicht ist nöthig, nie einer zu dienen. Man hat geglaubt, die Abtödtung gehöre in die Zellen der Mönche, und in die Wüsteneyen der Eremiten. Sie gehört vor allem in die Paläste und auf den Thron.

7.

Fürstengröße.

Agesilaus war König der Lacedemonier. In seiner Gegenwart nannte man den König der Perser den großen König. „Wie kann er größer seyn, als ich — erwiederte Agesilaus — da er wenigstens nicht gerechter ist?"

Ein schöner und wahrer Maaßstab der Größe — Schlagt ihn an, und streicht damit die Zunamen des Großen bey den meisten Namen der Könige durch, aber ehrt ihn auch da um so mehr, wo er mit Wahrheit steht. Könige haben zu viele Reize von Schmeichlern und Bösewichten, zu viele Macht je zuweilen ungerecht zu handeln, als daß es ihnen nicht zum besondern Ruhme, zu besonderer Ehre und Achtung gerei-

chen sollte, sich immer inner den Schranken der Gerechtigkeit zu erhalten.

8.

Gerecht und nützlich.

Themistokles kündigte dem Volke zu Athen öffentlich an, er wüßte einen Vorschlag, dessen Ausführung sein Vaterland mächtig und groß machen würde, aber nicht gelingen könnte, wenn er nicht geheim bliebe. Er bath sich einen Mann aus, dem er seinen Gedanken anvertrauen könnte, und der die Macht hätte, ihn im Namen des Volkes aufzunehmen, gut zu heißen, oder zu verwerfen. Das Volk ernannte an seine Stelle den Aristides, der den Beynamen des Gerechten führte und verdiente. Themistokles nahm ihn auf die Seite: „Man verbrenne die Flotte der Griechen, sprach er, die im Haven vor Anker liegt, und wir sind Meister von Griechenland.“ Aristides kehrte zum Volke zurück. „Athenienser! — rief er — nichts ist so nützlich, als was Themistokles vorschlägt, aber auch nichts so ungerecht.“ „Weg damit — rief die Versammlung mit einhälliger Stimme — Es soll keine Rede mehr davon seyn.“

Der aufgeklärte und gerechteste Mann, das aufgeklärteste Volk von Griechenland kannten noch nicht jene Staatskunst, wo die Wohlfahrt und der höchste Nutzen des Staats das oberste Staatsgesetz ist; kannten noch nicht jene Philosophie, wo gemeinnützlich und gerecht — eins ist. Gerechtigkeit war ihnen das oberste Gesetz, und Nützlichkeit nicht Gerechtigkeit. Wie sich seit dem in ein paar tausen Jahren auch immer die Staatsmaximen mögen verändert, verschlimmert, oder vervollkommnet haben, so hat man es doch schwerlich von sich erhalten können, demjenigen, der den Vorschlag machte, nicht Verachtung, und der Vernunft und dem Herzen derer, die ihn abwiesen, nicht Ehre und Hochschätzung wiederfahren zu lassen.

9.

Dankbarkeit für die Wohlthat und ihre Quelle.

Ein Bauer erhielt von seinem Advokaten ein Anlehen, zur bestimmten Zeit stellte sein Weib die Summe genau wieder zurück. Zugleich brachte sie einen Korb mit schönen Kirschen mit. „Dieß, sagte sie, indem sie auf das Geld wies, gehört

gehört für unsere Schuld, und dieß — indem sie den Korb hinstellte — für ihre Liebe, mit der sie uns aus der Noth halfen."

Es gab auch wohl Gelehrte, die bewiesen, daß das Gute in der Handlung liege, das Bauerweib, und der Korb mit Kirschen, demonstrirt dagegen, es liege in der Quelle, aus der sie kömmt. Das eigentliche Gute wird auch nicht mit Geld bezahlt, weil es keinen Markpreis hat, sondern als eine Sache voll Würde mit Hochachtung, wovon die schönen Kirschen das sinnliche Zeichen sind. Eine so feine Unterscheidung sollte man in der Seele eines Bauerweibes nicht vermuthen, wenn nicht der Grund dazu in der Seele jedes Menschen läge.

Revision
über den ersten Theil.

S. 39. Z. 13.

Es hangt von dir ab, so gut zu seyn, als du willst. — Wer diesen Satz bedenklich findet, da er doch nur die menschliche Freyheit behauptet, und eine Ermunterung zum Gebrauche eigner Kräfte ist, der kann ihn um jede Bedenklichkeit zu heben, auch so bestimmen: Es hangt, mit Gottes Hülfe, von dir ab ꝛc. — Diese Anmerkung soll für alle, diesem ähnliche Sätze, gelten.

S. 69. **Hoffe nicht, daß dir die Welt ꝛc.** Diese und mehr andre ähnliche Stellen dieses Buches sind zu einer Zeit aus der Feder geflossen, wo die Gefahr einer Misdeutung noch nicht so groß war, als sie jetzt zu werden scheint, da man sie liest, besonders, wenn man nur einzelne Stellen, ohne sie mit den übrigen zu vergleichen, oder gar nur einzelne Sätze dieser Stellen

len heraushebt. Ein für allemal bezeuge ich hier, daß ich so wenig, als irgend ein vernünftiger Mensch, gewaltthätigen Revoluzionen rasender Unzufriednen nur von ferne das Wort sprechen will. Vielmehr, wie eben gegenwärtige Stelle sagt, erwarte ich sichre Besserung und Vervollkommnung des Menschengeschlechtes einzig nach Maaßgabe der Bestrebsamkeit, mit der sich jeder Einzelne selbst zu bessern, und zu vervollkommnen, und so die Zahl der Guten, das Volk Gottes zu vergrößern strebt. Unter Ungeheuern, von denen in dieser Stelle die Rede ist, wird man hoffentlich Niemand andern, als die Nerone, und Domitiane verstehen. Demjenigen, dem die vier und sechs Pferde dabey nicht am rechten Orte scheinen, will ich gerne den Ausdruck, der lediglich des Kontrastes wegen so abgefaßt ist, dem strengen Buchstaben nach meinetwegen auch als historisch unrichtig eingestehen. — Uebrigens beziehe ich mich hier, wie bey andern ähnlichen Stellen auf die Abhandlung über wahre Freyheit, und die darauf folgenden politischen Aphorismen im zweyten Theile.

S. 73. Das abergläubische Volk u. s. w. Das Pferd zieht nur u. s. w. Diese zwey Stellen sagen, was zu geschehen pflegt, aber gar

nicht,

nicht, was geschehen soll. Aus dem ersten ist eine gutgemeynte, obgleich für die viel Verständigern, als ich bin, vielleicht ganz überflüßige Warnung hergeholt. Das letztere wird in der oben gedachten Abhandlung des zweyten Theiles erörtert werden.

S. 84. **Der Deutsche fragt von einer Person u. s. w.** Es war vielleicht eine Zeit, und eben diejenige, in der dieß geschrieben worden, wo man unter weiser Mäßigung der aufstrebenden blinden Hitze die Vereinigung der Kultur mit Energie hoffen konnte. Nunmehr droht der Kultur die Barbarey den Tod, und die Energie artet in Raserey aus, wenigstens nach manchen Zeitungen.

S. 148. **Bey allen den Schmerzen u. s. w. Sagt nun, ob sich u. s. w. Aber sollte er u. s. w.** Ich habe hier einen tugendhaften Menschen im Kampfe gegen die sinnlichen Neigungen schildern wollen, und die Züge dazu aus dem Leben und dem Tode Jesu entlehnt. Hierdurch wird aber keinem Theologen in dem Urtheile vorgegriffen, das er über die moralische Freyheit des Sohns Gottes hegen mag. Zum Dogma gehört hier so wenig, daß der rühm-

lich

lich bekannte Herr Benedict Stattler gerade eben die Freyheit bey Jesu behauptet, die diesen Stellen zum Grunde gelegt wird.

S. 231. **Jede schleichende Politik u. s. w.** Man deute ja nicht gegen den Sinn des Verfassers, als wäre moralische Politik gar nirgend zu Hause. Glaube an Offenbarung, und Befolgung ihrer Lehre giebts ja auch, aber nicht überall.

S. 232. **Die Fürsten machen u. s. w.** Dieß soll nicht weniger, und nicht mehr, als so viel heißen: „Die Fürsten geben billig den Münzsorten einen etwas höhern Werth, als ihr innerer Gehalt ist, und so geben sie auch billig ihren Dienern einen gewissen äußern Werth — aber auch dieser ist oft ohne Verschulden der Fürsten, nicht immer so groß, als der innere moralische, oder auch physische Gehalt. Sonst müßte jede Stelle allemal dem Würdigst- und Fähigsten verliehen seyn, welches ein frommer Wunsch, aber noch keine hinlänglich beglaubigte Thatsache ist.

S. 240. **Die Großen verwenden u. s. w.** Es versteht sich, daß nicht alle Große hiemit gemeynt, und ein angemeßner Aufwand hiedurch nicht getadelt wird.

S. 247. Der Arzt schreibt in einem Spitale u. s. w. Hiemit soll nichts anders, als unanständiges Gezänk, nicht männlich gelassene Darstellung der wichtigen Glaubenswahrheiten getadelt seyn.

S. 248. Es giebt ein Land u. s. w. Sollte dieß für unsre Zeiten seyn, so setze man: Es gab einmal ein Land u. s. w.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mutschelle, Sebastian, 1749-1800

Vermischte Schriften oder philosophische Gedanken und Abhandlungen

Bd.: 2

München 1799

Ph.u. 367-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10046500-5
VD18 80126200-001